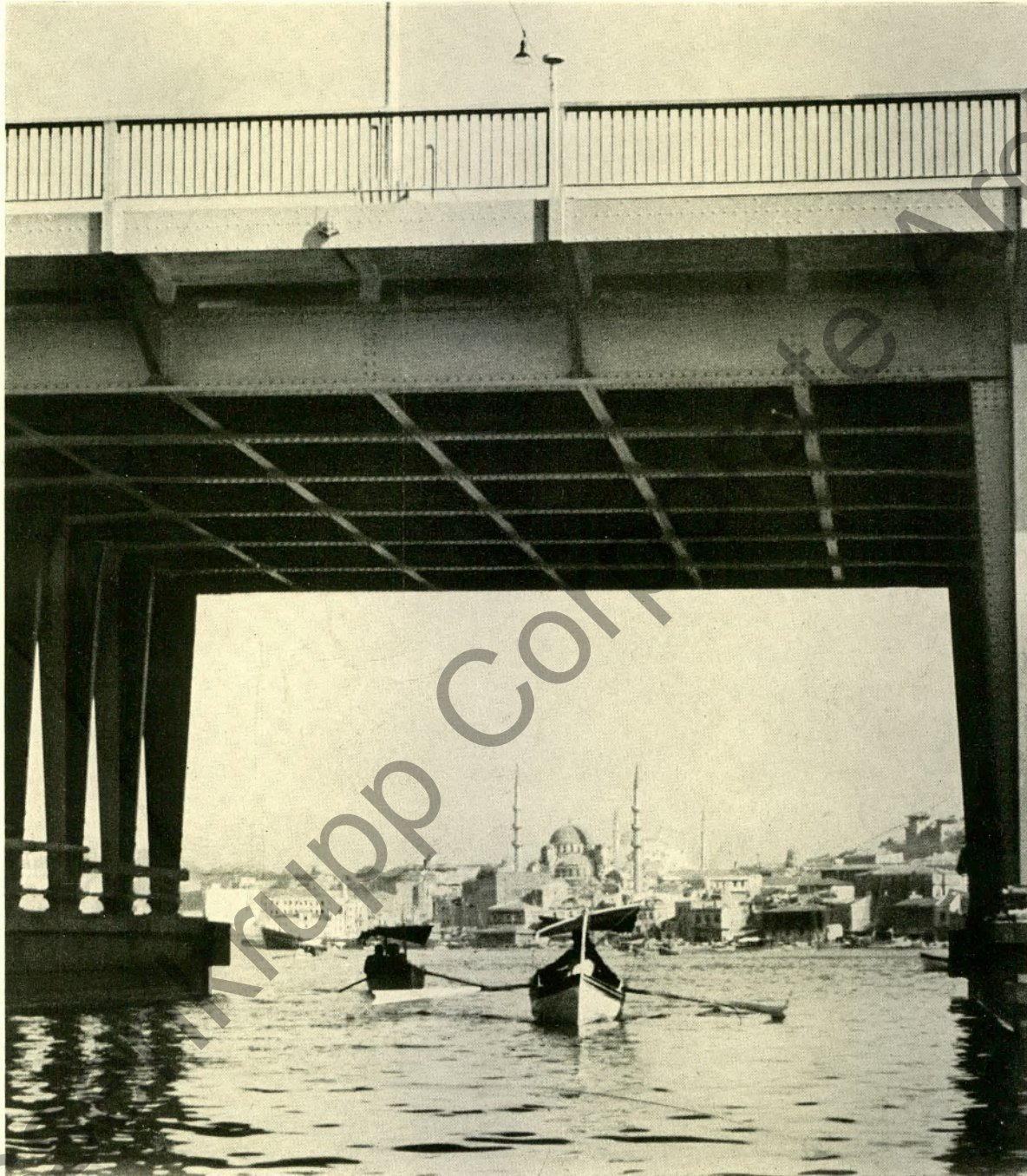


Pinthorneder

Das Werk



Lichtbild: Archiv Dortmunder Union Brückenbau AG. / Vereinigte Stahlwerke AG.

Deutsche Werkarbeit in der Türkei.

Blick durch eine Öffnung der von deutschen Firmen erbauten Schwimmbücke über das Goldene Horn.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXI. Jahrg.

Düsseldorf



Juni/Juli 1941

Heft 6/7

Das Werk

XXI. Jahrg.

Düsseldorf, Juni/Juli 1941

Heft 6/7

Das Muß ist oft hart,
aber beim Muß allein
kann der Mensch zeigen,
wie's inwendig mit ihm steht.
Willkürlich leben kann jeder.

Goethe

Stunden der Bewährung.

Dokumente zu Steins Entlassung, Wiederberufung und Achtung.

In der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt war 1806 unter Napoleons Ansturm das alte Preußen zusammengebrochen. In dieser Zeit der Verwirrung und höchster vaterländischer Not überblickte in Preußen nur ein Mann die Möglichkeit zum Wiederaufstieg: der Freiherr vom Stein, der seit 1804 als Minister in Berlin wirkte und bereits von vielen guten Deutschen — wie der Königin Luise — als Retter erkannt wurde. Aber Steins organisatorisches Genie mußte zunächst vor der Engstirnigkeit des schwachen Königs von Preußen zurückweichen. Als der Minister 1806 in Verfolgung seiner großartigen Reformpläne den offenen Kampf gegen die preußische Kabinettsregierung aufnahm, ergriff König Friedrich Wilhelm III. die Gelegenheit, sich des unbequemen Dieners zu entledigen. Am 3. Januar 1807 verabschiedete er Stein mit einem Handschreiben, das als berühmtestes Dokument fürstlicher Überheblichkeit und Undankbarkeit in die Geschichte eingegangen ist.

Friedrich Wilhelm III. an Stein.

Königsberg, d. 3. Jan. 1807

Ich hatte ehemals Vorurteile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Konzeptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für exzentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte, für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßt, wo es immerfort Berührungspunkte gibt, die ihn bald verdrossen machen würden. Ich überwand diese Vorurteile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staates zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen.

... Ich überzeugte mich bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Ihr Urteil war stets das eines scharfsinnigen Kopfes. Ich dachte demnach auf Mittel, Sie den ersten Wirkungspunkten der großen Staatsmaschine zu nähern, dieserhalb übertrug ich Ihnen, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wenigstens interimistisch zu übernehmen. Sie verweigerten in einem bombastreichen Aufsatze die Annahme dieser ehrenvollen Stelle; hauptsächlich unter dem Vorwande Ihrer Unkunde in diesem Geschäft. Ohnerachtet mich diese abschlägige Antwort damals in große Verlegenheit setzen mußte, gab ich dem ohnerachtet Ihren Gründen nach und um Ihren Absichten in Ansehung eines verbesserten Geschäftsganges in den Regierungsangelegenheiten noch mehr zu entsprechen, erließ ich unter dem 17. Dezember vorigen Jahres die Ihnen vermutlich bekannt gewordene Ordre. Ich sage vermutlich, da mir Ihr beharrliches Stillschweigen, das ich anfänglich auf Rechnung Ihres Gesundheitszustandes brachte, sonst gänzlich unerklärlich bleiben muß. Zwar weiß ich wohl, in welcher trotzigen Art Sie sich hierüber mündlich und schriftlich gegen die Generale von Müchel, von Jastrow und von Köckeritz geäußert haben, und daß Sie, jetzt eben, zu zweien Malen die Berichterstattung einer Angelegenheit geweigert haben, die mir von Ihnen selbst zugesandt, und die also als zu Ihrem Ressort gehörig, vollkommen anzusehen war.

Aus allem diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und auf seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates im Auge zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrensart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es tut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.

Friedrich Wilhelm.

Steins Antwort.

Königsberg, d. 3. Januar 1807

Eurer Königlichen Majestät Allerhöchste Kabinettsordre d. d. 3. Januar a. c. habe ich in diesem Augenblicke erhalten, wo ich mich zu einer in vielen Hinsichten beschwerlichen und bedenklichen Reise nach Memel vorbereitet hatte und im Begriff war, diese Nacht abzugeben.

Da Höchstdieselben mich für einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt“, und ich gleichfalls überzeugt bin, daß „dergleichen Staatsbeamte am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken“, so muß ich Eure Königliche Majestät um meine Dienstentlassung bitten, der ich entgegensehe, da ich unter diesen Umständen den Vorsatz, nach Memel zu gehen, aufzugeben genötigt bin.

Stein.

Wenige Monate nach der Entlassung des großen Mahners wurde Preußen — von Rußland im Stich gelassen — zur Unterzeichnung des Friedens von Tilsit gezwungen, der das Ende des friderizianischen Staates bedeutete. Unter Napoleons Druck und auf Vorschlag Hardenbergs, dessen Abschied Napoleon verlangte, rief Friedrich Wilhelm III. im Juli 1807 Stein wieder ins Amt zurück. Stein folgte diesem Notruf sofort bedingungslos, ohne die erlittene Kränkung zu erwähnen. So entschied er, groß als Staatsmann und als Mensch, die Zukunft Deutschlands.

Au des Königs Majestät.

Nassau, August 1807

Eurer Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiedereintritts in Dero Ministerium der inländischen Angelegenheiten sind mir durch ein Schreiben des Kabinettsministers Hardenberg d. d. Memel, den 10. Juli, den 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Eure Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.

Stein.

Mit diesem Brief, der den Widerstand des Königs brach, begannen die Reformen Steins in Preußen, die Bauernbefreiung, Städtefreiheit und in Gemeinschaftsarbeit mit Scharnhorst eine volkstümliche Wehrverfassung. Im Januar 1809 jedoch mußte Stein aus Preußen fliehen, weil Napoleon den „nommé Stein“, in dem er zu spät seinen gefährlichsten Feind erkannte, geächtet hatte.

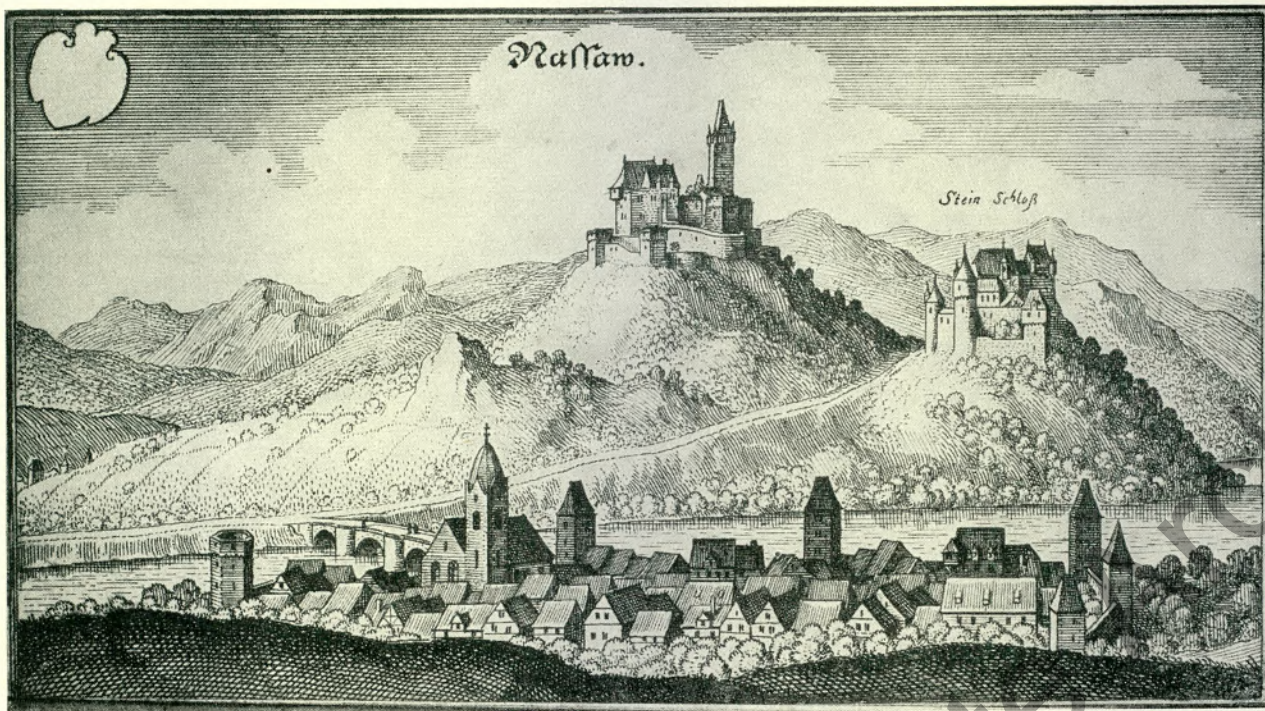
An Prinzessin Wilhelm.

Buchwald, d. 12. Januar 1809

In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete und worin ich nun meinen Untergang finde — Besetzungen, die seit 675 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältnis meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein.

Möchte mein Untergang in dem Sturm der Zeit meinem unglücklichen deutschen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen.

Stein.



Das Stammschloß der Reichsfreiherrn vom und zum Stein.

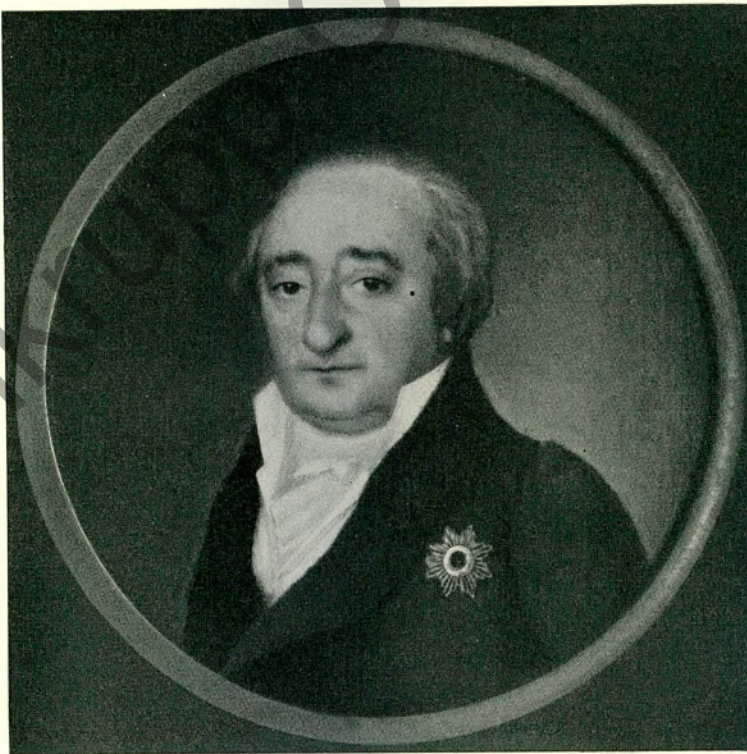
Aus der „Topographia Hassiae“ des Matthias Merian, Frankfurt, um 1648.

Der Reichsgedanke des Reichsfreiherrn vom und zum Stein.

Von Professor Dr. Walther Schneider.

Das Volk hat ein feines und unbestechliches Gefühl für seine großen Männer. Es liebt in seinen Helden die eigene Tüchtigkeit und verehrt in den großen Geistern die schöpferische Kraft, die der Menge fehlt. Aber es ist ein Unterschied in der Einstellung des Volkes zu jenen heldischen Männern, die, der Gegenwart hingegeben, an der Spitze einer begeisterten Gefolgschaft stark und unbeschwert die Probleme ihrer Zeit anpacken, in der Zeit und für diese Zeit erfolgreich wirken, deren Erfolgsfolge vor aller Augen liegen, aber auch zeitgebunden sind, und zu jenen einsamen Kämpfernaturen, die, ihrem Jahrhundert vorausweisend, gegen den Zeitgeist ringen, von den Ihren oft verkannt oder doch kaum begriffen, Fackelträger einer ferneren, besseren Zukunft sind. Jene wirken durch Taten und Werke, die jedem Volksgenossen greifbar und Vorbild sind; diese spenden aus der Ganzheit ihres Wesens und Willens heraus Leben für Jahrhunderte, aber sie bleiben den Zeitgenossen

fern und sind mehr Gegenstand scheuer Ehrfurcht als herzlicher Zuneigung. Das Los der Kündler und Propheten bleibt auf dieser Erde die Einsamkeit.



Freiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.

Miniatur von Lützenkirchen, Frankfurt 1814.

Im Besitz des Germanischen Museums in Nürnberg.

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die deutsche Nation, die bis zur politischen Benüchtelung und zum staatlichen Nichtsein herabgesunken war, sich in dem Staate Preußen zum heroischen Kampf gegen Napoleon siegreich erhob, da waren die Führer der preussischen Heere — Blücher, York, Scharnhorst und Gneisenau — die volkstümlichsten Männer in ganz Deutschland, auch in den Rheinbundländern, deren Despoten sich für Napoleon schlugen. Über diesen Lieblingen des Volkes aber stand in seltsam mythischer Einsamkeit der Reformator Preußens und gleichzeitig mächtige Berater des Zaren, dessen Wirken und Bedeutung so schwer zu umreißen und zu bewerten war, der Reichsfreiherr Friedrich Karl vom und zum Stein. Und doch hob eines ihn über alle die andern bedeutenden

Männer seiner Zeit hinaus. In ihm verkörperte sich symbolhaft die Sehnsucht des Volkes nach Einheit, die Deutscherheit als politische Energie, so einmalig, daß nicht nur Napoleon ihn durch seinen ganz persönlichen Haß mit dem heiligen Glanz des Märtyrers umgab, sondern auch deutsche Offiziere während des Freiheitskrieges allen Ernstes einen bedeutenden Staatsrechtslehrer fragten, ob Steins Wahl zum Kaiser nach altdeutschem Rechte möglich sei.

Indessen wirkt, an seinen äußeren Erfolgen gemessen, Steins Leben tragisch. Aus seiner Lebensarbeit, dem Wiederaufbau des niedergebroschenen preussischen Staates, riß ihn nach wenig mehr als einem Jahre die Ahtserklärung Napoleons vom 16. Dezember 1808, und durch „sechs bittere Jahre der Proskription“ mußte er untätig im Auslande dem Unglück des Vaterlandes zusehen, mußte auch mit ansehen, wie seine Reformpläne in Preußen durch Hardenberg verflacht und entwertet wurden, mußte seine Hoffnung, daß Österreich 1809 Deutschlands Führung und Rettung auf sich nehmen werde, begraben. Als unabhängiger Ratgeber Alexanders nach Petersburg berufen, wurde er die treibende Kraft zum bedingungslosen Kampfe gegen Napoleon, der geistige Urheber der Befreiung Deutschlands und Europas von dem Joche des „sich selbst vergötternden und die Menschheit in den Staub tretenden Despoten“. Und auf dem Kongresse in Wien, der Europa neu ordnen sollte, erschien Stein nicht als Minister irgendeiner Macht, sondern als „eine Macht für sich“, als der alle überragende, unabhängige und von den Gegnern gefürchtete Anwalt der deutschen Nation. Aber seiner Stellung fehlten die realen Machtmittel, und den verschlagenen Künsten der Metternich, Talleyrand u. a. war er nicht gewachsen. Alle seine Pläne und Wünsche für ein neues Deutschland blieben unerfüllt, und mit dem Gefühl der Bitterkeit trat er vom politischen Schauplatz ab.

Woher kam es, daß dieser Mann trotzdem als „die fleischgewordene Idee aller echt deutschen Politik, der in Wirklichkeit vorhandene Genius der deutschen Nation“ gefeiert wurde?

Stein hinterließ dem deutschen Volke einen Gedanken von ungeheurer Fruchtbarkeit, die Idee des deutschen Reiches, der Blutgemeinschaft aller deutschen Menschen, als eines lebendigen Organismus zur Erziehung der Deutschen und damit aller Völker Europas zu einem höheren geistigen und sittlichen Leben.

Drei Sätze bilden gleichsam das Rückgrat seines politischen Denkens. Der erste, an den Grafen Münster gerichtet, lautet:

„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland. Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit.“

Der zweite steht in einer Denkschrift für den preussischen Kronprinzen:

„Der Staat ist kein landwirtschaftlicher und Fabrikenverein, sondern sein Zweck ist religiös-sittliche, geistige und körperliche Entwicklung. Es soll durch seine Einrichtungen ein kräftiges, mutiges, sittliches Volk; nicht allein ein kunstreiches, gewerbefleißiges gebildet werden.“

Der dritte Satz gründet den Staat

„nicht auf die Organisation der Verfassung selbst, sondern auf die Vervollkommnung der Menschen, der Träger der Verfassung. Der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen.“

In diesen Sätzen liegt eine grundstürzende Revolution des gesamten staatspolitischen Denkens seiner Zeit beschlossen. Der französische Rationalismus stellte im „Contrat social“ Staat und Einzelpersonlichkeit einander schroff gegenüber. Jener ist, wie Recht, Wirtschaft und Moral, ein willkürliches

Produkt des menschlichen Intellekts. Demnach kann der Staat nur absolutistisch, also Polizeistaat, oder demokratisch, also Massenherrschaft sein. Das deutsche Denken Steins dagegen sieht die Einzelpersonlichkeit nur als Teil eines großen Organismus, dessen Wurzeln Familie und Sippe, dessen Krönung aber das „Volk“ als Blut- und Lebensgemeinschaft ist. Der Staat ist nur das Werkzeug dieser höheren Einheit zur „Bildung eines starken und mutigen Gemeinwesens und zur Unterdrückung des Egoismus“. Freiheit als „Forderung der sittlichen Vernunft“ ist deshalb nur möglich in bewußter Einordnung des individuellen Willens in das höhere Gesetz des Gemeinwohls.

Darum muß der Staat „gesetzlich die Möglichkeit aufstellen, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk nötigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe“.

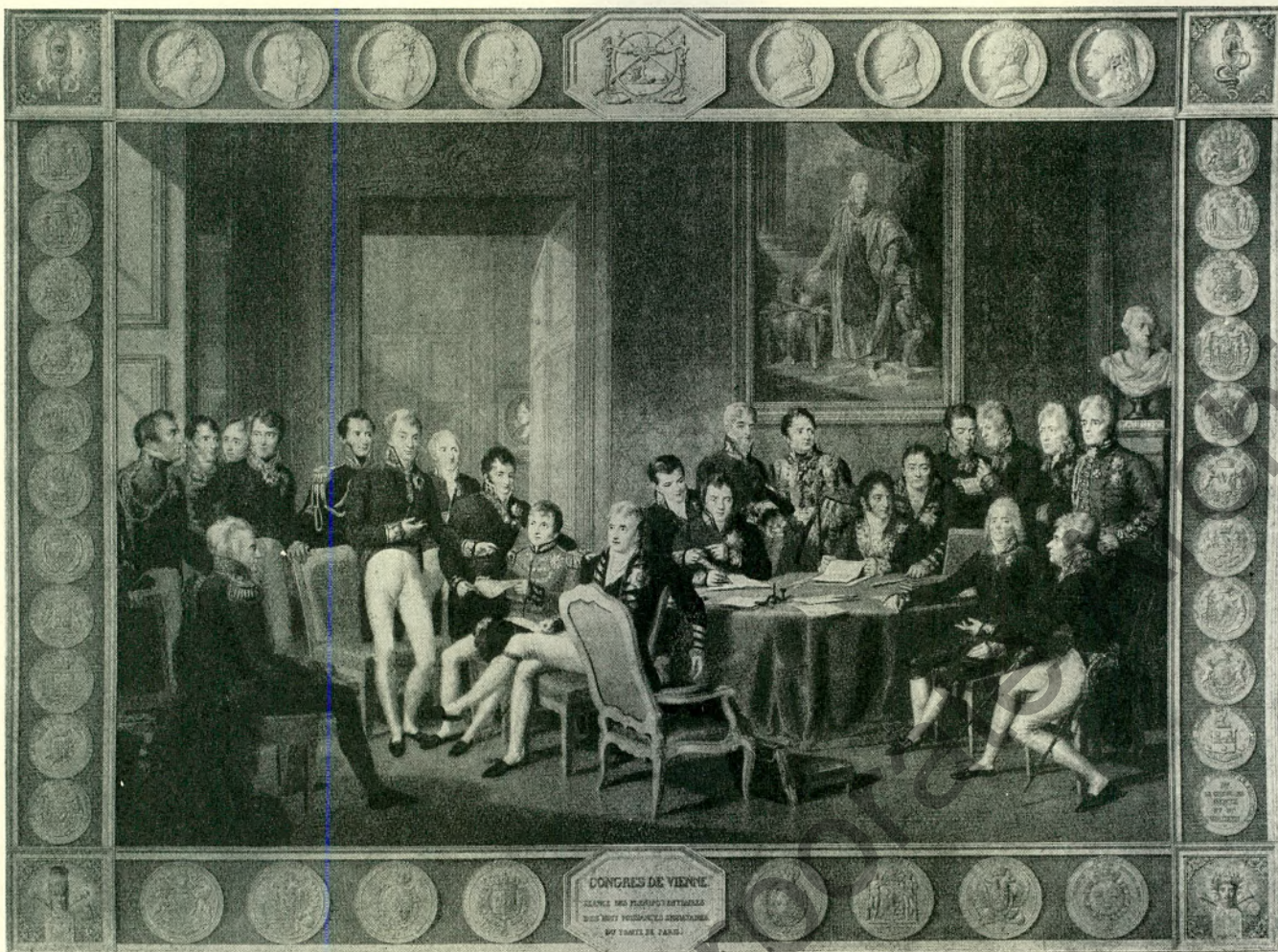
Damit stellt Stein die Erziehung des politischen Menschen als die „sittliche Hauptidee“ aller Politik auf. Sie ist für Deutschland besonders nötig, weil hier eine unglückliche Entwicklung das nationale Bewußtsein vernichtet hat.

Stein ist durchdrungen von der sozialen Aufgabe des Kaisertums, der Führer freier Menschen zu sein, jedem im Volke zu seinem Recht zu verhelfen, wie sie die „große Zeit des Reiches im 11. und 12. Jahrhundert“ kannte: „Der mächtigste Mann war Untertan des Kaisers, und der kleinste freie Eigentümer hing unmittelbar von ihm ab.“ Erst das Schwinden der Königsmacht brachte „die Anmaßung des vom Herrscher ihnen anvertrauten Ansehens durch die Grafen und Herren und die Unterdrückung der kleinen Eigentümer durch die großen“. Der Westfälische Friede von 1648 zerstörte die politischen Grundlagen des Reiches: „Die Auflösung Deutschlands in viele kleine ohnmächtige Staaten hat dem Charakter der Nation das Gefühl von Würde und Selbständigkeit genommen und das Eindringen fremder Sitten erleichtert. Sie gab den Deutschen einen kleinlichen, vom Interesse des Vaterlandes abgewandten Blick.“

Weit verderblicher aber erschien Stein die von Napoleon geschaffene „Souveränität der sechs und dreißig kleinen Despoten“, jener Rheinbundfürsten, denen er sogar das Wort „Lumpengesindel“ entgegenschleudert. „Sie droht, den Deutschen fortschreitend schlechter, kriechender, unedler zu machen, ist verderblich für die Sittlichkeit der Nation und verewigt den überwiegenden Einfluß Frankreichs über eine Bevölkerung von 15 Millionen zum Nachteil für sie selbst und für die Ruhe der übrigen Mächte Europas.“ Sie muß daher zuerst verschwinden, soll das Reich neu erstehen.

Dem nur von innen heraus, vom neuen Menschen her, und von unten herauf, vom organischen Ständestaat her kann das Reich aufgebaut werden.

Die erste Aufgabe faßt Stein von der altgermanischen Idee des genossenschaftlichen Lebens und der Selbstverwaltung aus an. Nur in der Gemeinschaft kann sich die „sittliche Persönlichkeit“ entfalten, der „Untertan sich zum Staatsbürger veredeln“. „Der Gemeingeist bildet sich nur durch unmittelbare Teilnahme am Öffentlichen; er entspringt aus der Liebe zur Genossenschaft, deren Mitglied man ist, und erhebt sich durch sie zur Vaterlandsliebe.“ „Die Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen entrückt den Menschen aus den engen Schranken der Selbstsucht.“ Hier tritt der fruchtbarste, wahrhaft schöpferische Gedanke Steins zutage. Nicht um individuelle Rechte und materielle Güter handelt es sich beim Neubau Deutschlands, sondern die gesamte, von ihm zunächst in Preußen durchgeführte Neuordnung dient durchaus der Erziehung des Volkes zur Arbeit für das gemeine Beste, zur Hingabe an die Nation. Er fordert den Vorrang der Pflicht vor dem Recht, des Opfers vor der Wohlfahrt, den Willen zur persönlichen Bereitschaft bis zum Einsatz des Lebens.



Der Wiener Kongress von 1814/15.

In der Wiener Bundesakte wurde Deutschland in 39 selbständige Bundesstaaten zerstückelt und betrog sich dadurch selbst um die Krone des Sieges über Napoleon. Zum Schmerz der deutschen Patrioten, vor allem auch des Freiherrn vom Stein, der an dem Kongress teilnahm, ist damals die Möglichkeit zur Errichtung einer Reichseinheit am Eigennuz der Kleinstaaten zerbrochen.

Stich von J. Godefron 1819 nach J. B. Faber.

Von diesen in Preußen durch ihn bereits wirksam gewordenen Kräften wollte er auch das künftige deutsche Reich gestalten. Die „zuchtvolle Regsamkeit“ des neuen deutschen Menschen, geboren durch ehrenamtliche Tätigkeit im örtlich und ständisch gebundenen Kreise, reisend und wiederum erziehend in immer größeren Aufgaben der Länder, Staaten und Gaue, sollte im „Reich“ das gesamte Staatsvolk deutscher Zunge zu einem mächtigen politischen Organismus zusammenfassen.

„Ständisch“ dachte sich Stein dieses Reich aufgebaut. In dem Reichsritter lebte eine starke Erinnerung an die großen Zeiten germanisch-altdeutschen Ständewesens. „In den blühendsten Zeiten der deutschen Vergangenheit bestand kein Haß unter den Ständen. Jeder Stand hatte seine Ehre, zwischen ihnen bestand ein wechselseitiges Band der Dienstleistungen, des Umgangs, durch Verfassung und Sitten geknüpft.“ Daher erscheint ihm auch für seine Zeit „jeder Stand falsch gestellt, der zu Druck und Verachtung des andern führt. Die wahre Ehre jedes Standes ist mit der wahren Ehre jedes anderen Standes durchaus verträglich.“



... und noch einmal der Wiener Kongress.

Eine der zahlreichen zeitgenössischen Karikaturen, in denen sich die Unzufriedenheit und Enttäuschung über die kleinliche Krämerei in Wien Luft machte; sie waren als Flugblätter in ganz Deutschland verbreitet.

Wieder also der ungeheure Gegensatz gegen die liberalistische Gleichmacherei

der westeuropäischen Zivilisation. Sie will „das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen zerstören, die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in Pflücker und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen und phantastischen Gelehrten verwandeln“. Dagegen stellt er den ständisch-korporativen Aufbau als Pflanzschule eines lebendigen Reichsvolkes. So sollen im Bürgertum die Zünfte aus einer Kaste von Privilegierten „Erziehungsanstalten zur Zucht des Lehrlings und Gesellen, Unterrichtsanstalten zur Erlangung tüchtiger und gründlicher Kenntnisse des Handwerks und Fertigkeit in seiner Ausübung“ werden. So soll der Adel, den er „als Erhalter der Geschlechter der Nation“ für wichtig erachtet, „nicht durch starres Vornehmtum, sondern nur durch Bildung, Teilnahme an allem Großen und Edlen, unerschütterliche, treue Anhänglichkeit an das Vaterland und die Sache des Rechts“ seine Berechtigung erweisen. Der Adel muß aber auch „durch Verdienste erreichbar sein wie jede Stelle im Staate“. „Die schönen Zeiten unseres Volkes wissen nichts von Stammbäumen. Erzbischof Willigis von Mainz war der Sohn einer sehr armen Frau und Herzog Hermann Billung von Sachsen der Sohn eines Besitzers von sieben Hufen.“ „Sinken die höheren Klassen der Nation durch Weichlichkeit und Gewinnsucht, so treten die folgenden mit verjüngter Kraft auf, eringen sich Einfluß, Ansehen und Vermögen und erhalten das ehrwürdige Gebäude einer freien, selbständigen und unabhängigen Verfassung.“

Eine Hauptforderung Steins für Deutschland ist die der sozialen Gerechtigkeit. Einst in Westfalen hatte er die Knappschaften durch Gewährung einer bedingten Selbstverwaltung und korporativer Selbstzucht zum Verantwortlichkeitsgefühl erzogen, die Fabrikanten auf den Weg der genossenschaftlichen Selbsthilfe hingewiesen. Er wußte, wie wichtig die wirtschaftliche Sicherheit als Grundlage sittlicher Lebensführung sei. Daher galt sein folgenreichster Schritt beim Neubau Preußens der Befreiung und Hebung des in Hörigkeit versunkenen Bauernstandes. Aber auch hier bedeutet die Sicherung des Eigentums ihm zugleich eine Verpflichtung, dient in erster Linie der Erziehung zu völkischem Verantwortungsbewußtsein. „Bei ungewissem Eigentum“, schreibt er 1808, „wird man in der Landwirtschaft die Anlagen vernachlässigen, die nur mit der Zeit Nutzen bringen. Wer dagegen ein sicheres Eigentum hat, sucht es zu verschönern, er wird arbeitsamer, und seine moralischen Fähigkeiten entwickeln sich.“ Deshalb wendet er sich später, als die Bauernpolitik unter Hardenberg eine unheilvoll liberalistische Wendung nahm, scharf gegen das Zersplittern der Höfe als „den ohnehin Weg zur Zerstörung des Wohlstandes und des sittlichen Wertes des achtbaren Bauernstandes. Es führt anfänglich zur Herabwürdigung des Bauernstandes in Rötter, dann zur Konsolidation in große Gütermassen. Die Armut zwingt zum Verkaufen, der Reiche, der Wucherer, der Jude kauft zusammen und läßt durch Tagelöhner bauen. Dann haben wir eine geringe Anzahl großer Güterbesitzer und eine große Masse Proletarier, und was hieraus für die öffentliche innere Ruhe entstehe, ist leicht vorzusehen.“

Steins gesamter Neubau der deutschen Nation ist somit ein großer Erziehungsplan. „Diese Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fähigkeiten und einen Umfang von Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt und die Kenntnis kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in gymnastischen Übungen allgemein verbreitet, dadurch zugleich das Pflichtgefühl, für den Staat sein Leben hinzugeben, belebt werde.“ Aber auch, wenn es auf diese Weise gelingt, den verantwortungsbewußten politischen Menschen zu bilden, so „bedarf dennoch der allgemeine Wille eines zahlreichen Volkes der Leitung der Beredelten aus ihm, bedarf eines Organs“.

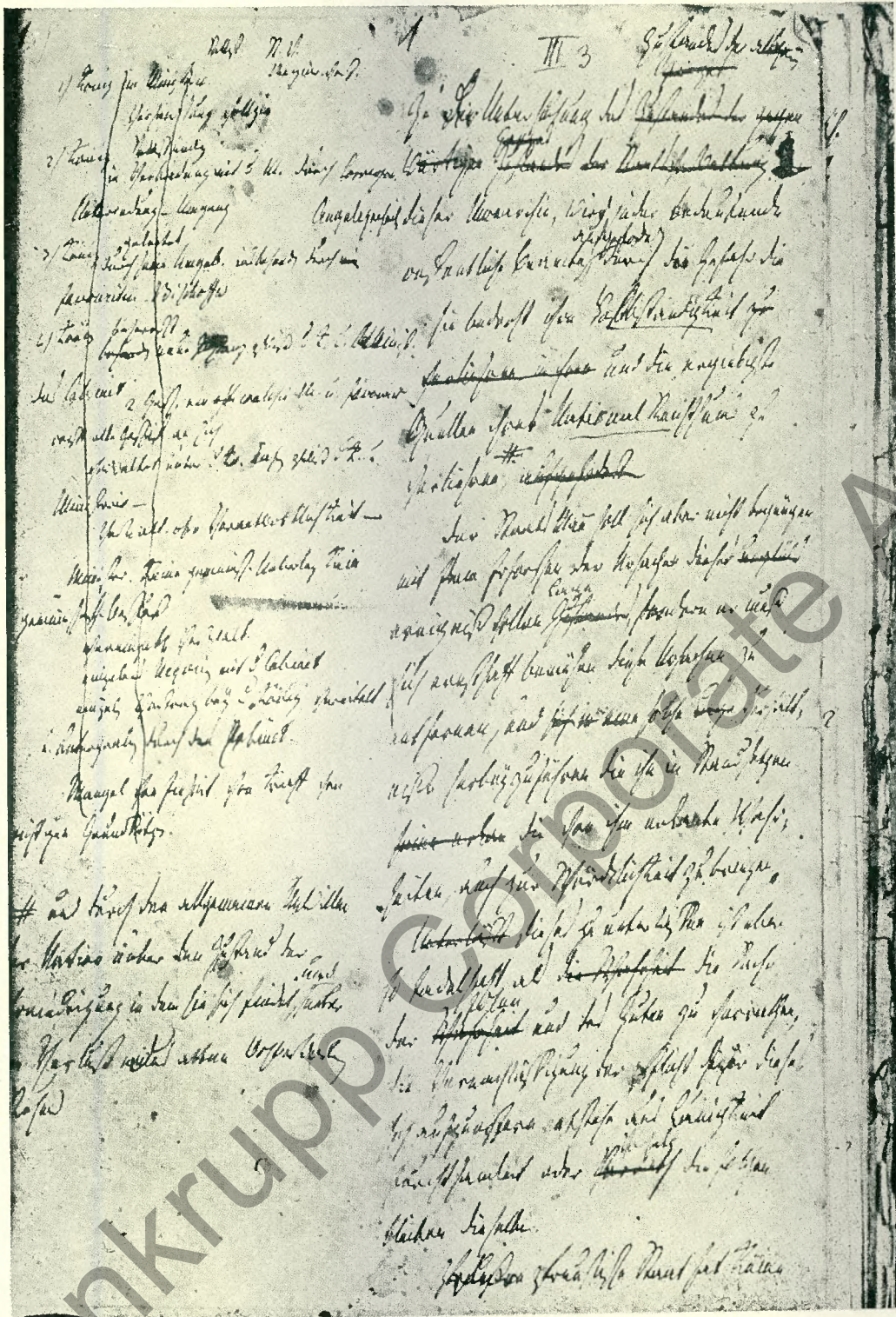
Stein ist weit davon entfernt, „republikanischer Freiheit“ das Wort zu reden. Nie darf der Staat zum Spielball egoistischer Interessen und wilden Parteihaders der „demokratischen Schwärmer“ werden. Daher lehnt er auch „bei dem gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Geistes und der allgemeinen Sittlichkeit“ die volle Pressefreiheit ab: „Sie gibt der Gewinnsucht der Verfasser und ihrer Leichtgläubigkeit freies Spiel. Gegenstände, die nur zur Kompetenz ernsthafter Männer gehören, müssen nicht an Leetischen, in Weinstuben und auf Bierbänken verhandelt werden. Das lose Gesindel der Pamphletisten und Zeitungsschreiber bleibe gezügelt, wenigstens, bis die gegenwärtige verwilderte Generation verschwunden ist.“ Aber zugleich verlangt er „Vertrauen in den guten Geist des Volkes, Befestigung der Regierung durch Vereinigung aller nationalen Interessen“.

Die ideelle Verkörperung einer solchen Leiterin und Vollstreckerin des gesamtdeutschen Volkswillens ersehnt Stein in einer kraftvollen, einheitlichen Reichsgewalt: „Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit; ist sie nicht möglich, ein Auskunfts-mittel, ein Übergang!“ Dieses „Auskunfts-mittel“ konnten unter den gegebenen Verhältnissen nur die bestehenden Staaten sein. Stein empfand schmerzhaft den traurigen Gegensatz zwischen seinem Ideal eines gesamtdeutschen Reiches und der Wirklichkeit der Kleinstaaterei. Resigniert gesteht er, daß die ersehnte Einheit Deutschlands zur Zeit undurchführbar sei. Aber die Dynastien sind ihm „vollkommen gleichgültig“, wo es darum geht, „Deutschland groß und stark zu machen, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten“. Das „kann nicht auf dem Grunde alter zerfallener und verfallener Formen geschehen, die ihren Ursprung den verderblichen Ränken ehrgeiziger Päpste, der Treulosigkeit und dem aufrührerischen Geiste der deutschen Fürsten und dem Einflusse der fremden Mächte verdanken“.

Außer den beiden großen Staaten Österreich und Preußen, „von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt“, besitzen die übrigen Fürsten kein Recht, „die Beibehaltung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen. Das wäre gerade so, als wollte man darauf bestehen, daß ein toter Mann auf seinen Beinen stehen solle, weil er es tun konnte, als er noch lebte.“

Hier tritt der Reichsritter scharf als Vertreter des deutschen „Volkes“ auf, weil „der deutsche Mensch eher da war, als er von Königen und Fürsten wußte“. Darum „muß man das Los Deutschlands nach dem wahren Vorteil des Volkes und Europas festsetzen“. Nur als „Ratgeber eines großen Volkes“ will er die Fürsten unter Aufsicht einer starken Reichsgewalt bestehen lassen. Diese Reichsgewalt soll mit denkbar größter Machtvollkommenheit ausgestattet werden.

An diesem Punkte aber zerbricht der großangelegte Plan Steins. Der seit 1500 bestehende Gegensatz zwischen „Kaiser“ und „Reich“, das heißt zwischen den Fürsten und der Reichsidee, und der bedeutungsvollere zwischen Österreich und Preußen stellten der Aufrichtung einer starken Reichsgewalt unüberwindliche Hindernisse entgegen. In zahlreichen Briefen und Entwürfen hat Stein immer wieder versucht, dieses Problem zu lösen. Da er „ein einziges, selbständiges Deutschland“ als „das einzig Wünschenswerte, aber nicht das Ausführbare“ erkennt, schlägt er entweder Teilung in eine preussische und eine österreichische Machtsphäre durch die Mainlinie vor oder einen ewigen Bund der selbständigen Monarchien Preußen und Österreich mit dem übrigen „Deutschland“, das als „Bundesstaat“ eigene Behörden wie das Kriegs- und Finanzministerium und das Reichsamt des Innern erhält. Ein „Reichstag“, dessen Mitglieder aber nicht mehr, wie in Regensburg, Gesandte ihrer Souveräne, sondern „Repräsentanten der



Faksimilierte Wiedergabe der ersten Seite aus Steins „Aprildenkenschrift“: „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz“ (Berlin 1806).

Der Wortlaut der Seite in moderner Schreibart ohne Berücksichtigung der Streichungen ist folgender:

Zu der Untersuchung des Zustandes der Angelegenheit der Monarchie wird jeder bedeutende öffentliche Beamte aufgefordert durch die Gefahr, die sie bedroht, ihre Vollständigkeit und die ergiebigste Quelle ihres Nationalreichtums zu verlieren und durch den allgemeinen Unwillen der Nation über den Zustand der Erniedrigung, in dem sie sich befindet, und über den Verlust des alten wohlverworbenen Ruhmes.

Der Staatsmann soll sich aber nicht begnügen mit dem Erforschen der Ursachen dieser ereignisvollen Lage, sondern er muß sich ernsthaft bemühen, diese Ursachen zu entfernen und solche Verhältnisse herbeizuführen, die ihn in Stand setzen, die von ihm erkannten Wahrheiten auch zur Wirklichkeit zu bringen. Dieses zu unterlassen ist aber so tadelhaft, als die Sache des Edlen und des Guten zu verraten, die Vernachlässigung der Pflicht, für dieses sich aufzuopfern, entsteht aus Lauigkeit, Furchtsamkeit oder Vorsatz. Die Folgen bleiben dieselben.

Der preussische Staat hat keine [Staatsverfassung . . .]

Eigenhändiges Konzept Steins. Original im Steinischen Archiv in Kappenberg.

Nation“ sein sollen, soll zusammen mit dem Kaiser die Geschäfte des Reiches regeln. Die Kaisermürde will er Osterreich belassen mit der seltsamen Begründung, „um sein Interesse an Deutschland zu binden, und wegen des langen Besizes und der Gewohnheit der Völker“. Der Kaiser soll die exekutive Gewalt erhalten, die Souveränität der Fürsten eingeschränkt werden. Später will Stein an die Stelle des als undurchführbar erkannten Erbkaistertums ein Direktorium setzen, bei dem Osterreich den Vorsitz, Preußen das eigentliche „Direktorium“, das heißt die ausführende Arbeit, übernehmen soll. Man muß gestehen, daß alle diese Entwürfe, besonders die merkwürdige „Trias“ Osterreich-Preußen-Mittel- und Kleinstaaten, im Vergleich zu den klaren und zielsicheren sonstigen Gedanken und Taten Steins einen seltsam utopischen Charakter zeigen. Und doch treten in ihnen Gedanken auf, die befruchtend in die Zukunft weisen.

So fordert er die Aufstellung eines einheitlichen deutschen Heeres nach preußischem Muster, Durchführung der Wehrpflicht in Linie und Landwehr in allen deutschen Staaten und Einteilung der Kontingente nicht nach Landesgrenzen, sondern nach Kreisen. Daß übrigens in dem Entwurf vom Juli 1814 der § 36 lautet: „Es ist keinem Bundesgliede erlaubt, Truppen in den Sold eines anderen Staates zu geben“, wirft ein bezeichnendes Licht auf den Geisteszustand mancher damaliger Souveräne.

Eine zweite wertvolle Forderung ist die der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands. Er forderte Hardenberg gegenüber die Abschaffung aller Binnenzölle und dafür gemeinsame Bundeszölle, ebenso einheitliches Münz- und Postwesen. Auch die rechtlichen Grundlagen der Kleinstaaterei wollte er auflösen. Er verlangt für ganz Deutschland das „Indigenat“, das heißt das Recht des freien Übertritts aus dem Dienste eines Fürsten in den des andern wie das Recht des Besuches jeder deutschen Universität und Lehranstalt und schließlich das Recht der Freizügigkeit innerhalb der deutschen Grenzen.

Man wird zugeben müssen, daß alle diese Gedanken ihrer

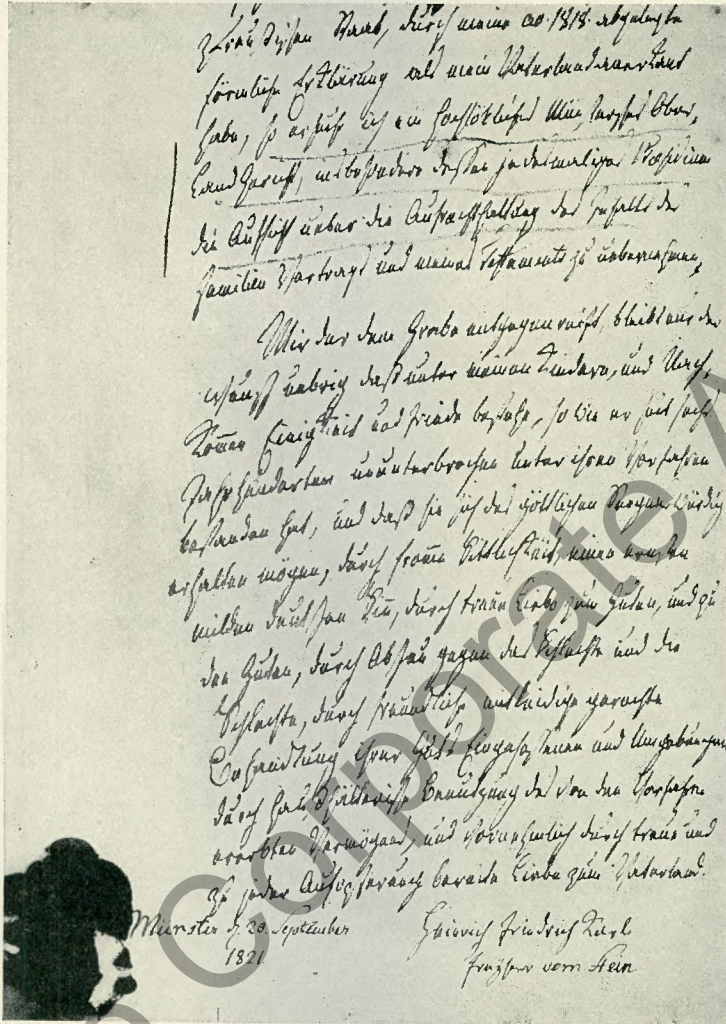
Zeit vorausseilen, erst langsam in der Zukunft reifen konnten. Aber das elende Machwerk der berüchtigten „zwölf Wiener Artikel“, durch die der „Deutsche Bund“ ins Leben trat, übertraf doch alle Befürchtungen Steins und aller vaterländisch denkenden Deutschen. Höhnend konnte der jämmerliche Serenissimus von

Württemberg schreiben: „Man scheint aus verschiedenen Völkerschaften, zum Beispiel Preußen und Bayern, sozusagen eine Nation schaffen zu wollen“.

Gerade die Unsicherheit Steins in bezug auf die praktische Verwirklichung seines gewaltigen Planes eines völkisch und machtpolitisch gleich sicher fundierten, einigen „Großdeutschen Reiches“, in dem auch die Gegensätze zwischen Preußen und Osterreich wie die zwischen den einzelnen Stämmen, Dynastien und Konfessionen vor der Wucht des „gesamtdeutschen nationalen Interesses“ verschwinden sollten, beweist, wie weit das deutsche Volk damals von einer klaren Zielsetzung und damit von der Möglichkeit einer politischen und völkischen Einigung noch entfernt war. Der Glaube an deutsche Größe war erwachsen aus der Dichter Poesie, aus Idealismus und Romantik, aus der Freude an deutscher Wissenschaft und Kunst und aus dem Stolge auf das vollbrachte kriegerische Werk der Freiheitskriege. Aber dieses Drängen nach „Einheit“ hatte keine politische Klarheit. „Jeder wußte“, schrieb damals Friedrich Perthes, „was er nicht wollte; aber was er wollte, wußte in einer der Ausführung fähigen Form niemand.“

Die Geschichte geht oft verschlungene Wege. Sie führte das deutsche Volk zuerst zur notwendigen kleindeutschen Einigung durch das Kaiserreich der Hohenzollern, um erst genau hundert Jahre nach Steins

Tode den von ihm ersehnten und geforderten „politischen deutschen Menschen“ im gesamten großdeutschen Volke in dem Maße zu formen, daß das von ihm vorbereitete Reich in strahlender Wirklichkeit erscheinen konnte. Erst heute können wir ganz ermessen, wie sehr der „Deutsche“ seiner Zeit, Karl vom Stein, Prophet und Wegweiser der echten deutschen Reichsidee war.



Steins Testament, Münster 1821.

Wiedergegeben ist die letzte Seite des Haupttestamentes, welche lautet: „[Ferner den] preußischen Staat durch meine anno 1818 abgelegte förmliche Erklärung als mein Vaterland anerkannt habe, so ersuche ich ein Hochlöbliches Münstersches Ober Land Gericht, insbesondere dessen jedesmaliges Praesidium, die Aufsicht ueber die Aufrechthaltung des Inhalts des Familien Vertrags und meines Testamentes zu übernehmen.“

Mit, der dem Grabe entgegenreift, bleibt nur der Wunsch uebrig, daß unter meinen Kindern und Nachkommen Einigkeit und Friede bestehe, so wie er seit sechs Jahrhunderten ununterbrochen unter ihren Vorfahren bestanden hat, und daß sie sich des göttlichen Segens würdig erhalten mögen durch fromme Sittlichkeit, einen ernstlichen milden deutschen Sinn, durch treue Liebe zum Guten und zu den Guten, durch Abscheu gegen das Schlechte und die Schlechten, durch freundliche, mitleidige, gerechte Behandlung ihrer Guts Eingesessenen und Umgebungen, durch haushälterische Benutzung des von den Vorfahren erbten Vermögens und vornehmlich durch treue und zu jeder Aufopferung bereite Liebe zum Vaterland.

(L. S.) Münster, den 20. September 1821.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein.

Original im Geheimen Staatsarchiv Berlin-Dahlem.



Sichtbild: Archiv Dortmunder Union Brückenbau AG. / Vereinigte Stahlwerke AG.

Die neue Gazi-Brücke bei Istaubul.

ein Muster deutscher Werkarbeit, wurde an Stelle der von den Engländern gelieferten und 1936 durch einen Sturm zerstörten alten Brücke Ende 1939 dem Verkehr übergeben. Sie ist erbaut in Arbeitsgemeinschaft von den vier deutschen Firmen M.A.N., Friedrich-Alfred-Hütte, Gutehoffnungshütte und Dortmunder Union Brückenbau AG. / Vereinigte Stahlwerke AG. Sie überspannt in einer Länge von 450 m das Goldene Horn und verbindet die beiden Stadtteile Galata und Pera miteinander. Das 76 m breite Mittelstück kann für den Durchlaß von Überseedampfern ausgefahren werden.

Der Weg in die Freiheit.

Von Mustafa Kemal Pascha.

Mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes von Mudros an Bord des englischen Kriegsschiffes „Agamemnon“ am 30. Oktober 1918 schien das Schicksal der Türkei besiegelt. Fremde Truppenkörper standen im Inneren des Landes, Offiziere der Entente begannen, es nach allen Richtungen zu durchstreifen; die Dardanellen und der Bosphorus mußten geräumt, die Armee abgerüstet und alle türkischen Schiffe abgeliefert werden. Alliierte und griechische Schiffe drangen in den Bosphorus ein und ankerten vor Konstantinopel.

Als dann am 15. Mai 1919 griechische Truppen unter dem Schutze eines englischen Geschwaders und unter Berufung auf Artikel 7 des Waffenstillstandsvertrages in Smyrna landeten und sich anschickten, unter Einschluß von Anatolien ein neues Großgriechenland zu errichten, schien dies der Beginn des letzten Aktes der türkischen Tragödie zu sein. In Wirklichkeit aber wurde das Blutbad von Smyrna zur Geburtsstunde der neuen Türkei; die Entscheidung war gefallen, als der General Mustafa Kemal Pascha, bis zum Waffenstillstand Oberbefehlshaber der Bagdadarmee, sich als Inspekteur der dritten türkischen Armee mit unbeschränkter Vollmacht nach Anatolien versetzen ließ. Die Landung in Samsun war der Auftakt zum nationalen Unabhängigkeitskampf und gleichzeitig der Anstoß zur Entstehung der neuen Türkei, deren Erwecker, Führer und erster Präsident Mustafa Kemal Pascha wurde.

Bis zu seinem Tode blieb Kemal Pascha, dem die Nation den Beinamen „Atatürk“ (Vater der Türken) verlieh, seiner nationalen Politik treu.

Mit der Unterzeichnung des deutsch-türkischen Freundschaftspaktes vom 18. Juni 1941 nahm sein Waffengefährte, Freund und Nachfolger İsmet İnönü nach kurzer Unterbrechung die traditionelle Politik der Türkei wieder auf.

In seiner berühmten sechsendreißigstündigen Dauerrede vom 15. bis 20. Oktober 1927 hat Kemal eine zusammenfassende Darstellung des Weges der Türkei in die politische und wirtschaftliche Freiheit gegeben und seinen glühenden Willen, diese einmal errungene Freiheit immer zu wahren, dargelegt.

Wir glauben, daß einige Auszüge aus dieser Rede, die 1928 in deutscher Übersetzung in zwei Bänden von je 400 Seiten beim Verlag K. F. Köhler, Leipzig, erschien, gerade im gegenwärtigen Augenblick des besonderen Interesses unserer Leser sicher ist.

Am 19. Mai 1919 landete ich in Samsun. Zu dieser Zeit stellte sich die Lage folgendermaßen dar:

Die Mächtegruppe, zu der die osmanische Regierung gehörte, war in dem großen Krieg besiegt worden. Das osmanische Heer war überall zerschmettert. Ein Waffenstillstand unter schweren Bedingungen war unterzeichnet worden. Die langen Jahre des großen Krieges hatten das Volk erschöpft und verarmt hinterlassen. Diejenigen, die das Volk und das Land in den allgemeinen Krieg hineingetrieben hatten, waren geflüchtet und sorgten sich nur um ihr eigenes Leben. Das Kabinett war ohne Kraft, ohne Würde, ohne Mut. Es gehorchte nur dem Willen des Sultans und war mit jeder Lage einverstanden, die die Sicherheit seiner Mitglieder gleichzeitig mit der des Souveräns garantierte.

Die Armee war ihrer Waffen und der Munition beraubt, und ihre Beraubung wurde noch weiter fortgesetzt.

Die Ententemächte hielten es nicht für nötig, die Bestimmungen des Waffenstillstandes zu respektieren. Ihre Kriegsschiffe und ihre Truppen hielten sich unter verschiedenen Vorwänden in Konstantinopel auf. Das Wilajet Adana war von den Franzosen, Urfa, Marasch, Antab von den Engländern besetzt, in Mersin und Samsun waren englische Truppen. Die fremden Offiziere und Beamten, ebenso wie ihre besonderen Agenten, entfalteten allenthalben eine rege Tätigkeit. Am 15. Mai endlich, also vier Tage vor dem Zeitpunkt, mit dem die vorliegende Darstellung beginnt, war die griechische Armee mit der Zustimmung der Ententemächte in Smyrna gelandet.

Die feindlichen Mächte befanden sich moralisch und materiell im Zustand des offenen Angriffs gegen das Osmanische Reich und das Land. Sie waren entschlossen, beide zu zerstückeln und zu vernichten. Der Padiſchah-Kaliſ hatte nur eine Sorge, ſein Leben zu retten und ſeine Ruhe zu ſichern, ebenſo die Regierung. Die Nation, die, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, keinen Führer mehr hatte, lebte in Ungewißheit und Dunkelheit in der Erwartung der kommenden Ereigniſſe. Diejenigen, die ſich über den Schrecken und den Umfang der Kataſtrophe klar zu werden begannen, ſuchten, jeder nach ſeinem Milieu und ſeinem Gefühl, nach Rettungsmitteln. Die Armeereſiſtierte nur noch dem Namen nach. Die Kommandeure und Offiziere litten noch unter der Erſchöpfung des allgemeinen Kriegs. Ihr Herz blutete angeſichts der Gefahr der Zerſtückelung des Vaterlandes. Am Rande des düſteren Abgrundes, der ſich vor ihren Augen ausdehnte, zermarterten ſie ſich das Gehirn, um einen Ausweg, ein Mittel zur Rettung zu finden . . .

Wie ich bereits auseinandergesetzt habe, ſtanden drei Ideen im Vordergrund.

1. England um ſeinen Schutz zu bitten.
2. Um ein Mandat der Vereinigten Staaten von Amerika zu bitten.

Die Urheber dieſer beiden Vorſchläge zielten auf die Erhaltung des Osmanischen Reiches in ſeinem vollen Umfang ab und zogen es vor, es als Ganzes unter das Protektorat einer einzelnen Macht zu ſtellen, ſtatt es unter mehrere Staaten teilen zu laſſen.

3. Ein dritter Vorſchlag bezweckte die Befreiung des Landes, in dem jedes Gebiet nach ſeinen Beſtrebungen und ſeinen Mitteln vorging.

In Wirklichkeit waren zu jenem Zeitpunkt die Grenzlagen des Osmanischen Reiches ſelbſt erſchüttert. Seiner Exiſtenz drohte das Ende. Alle osmanischen Gebiete waren zerſtückelt. Es blieb nur noch ein einziges Kerngebiet, das einer Handvoll Türken Schutz bot, und die letzte Frage war, auch zur Teilung des Kerngebietes zu gelangen.

Ich frage Sie jetzt, meine Herren, wenn Sie es geſtatten, welchen Entſchluß man einer ſolchen Lage und ſolchen Bedingungen gegenüber ins Auge faſſen konnte, um die Rettung des Vaterlandes zu ſichern?

Unter dieſen Umſtänden gab es nur einen Entſchluß, nämlich einen neuen türkiſchen Staat zu ſchaffen, der ſich auf die nationale Souveränität ſtüzte und eine Unabhängigkeit ohne jeden Vorbehalt und ohne jede Einſchränkung beſaß.

Dies iſt der Entſchluß, den wir geſaßt haben, ehe wir noch Konſtantinopel verließen, und den wir auszuführen begannen, ſobald wir in Samsun den Fuß auf den Boden Anatoliens geſetzt hatten.

Das logiſchſte und ſtärkſte Argument für dieſen Entſchluß war das folgende:

Das Weſentliche war, daß die türkiſche Nation ein würdiges und ruhmvolles Daſein führen könnte. Eine ſolche Grundlage konnte nur durch die völlige Unabhängigkeit geſichert werden. Wie groß Reichum und Wohlſtand ſein mögen, eine ihrer Unabhängigkeit beraubte Nation verdient in den Augen der zivilisierten Menſchheit nicht beſſer als ein Knecht behandelt zu werden.

Das Protektorat einer fremden Macht annehmen würde das Eingeständnis bedeuten, daß man aller menſchlichen Eigenſchaften bar ſei, würde das Eingeständnis der eigenen Schwäche und Schlaſſheit bedeuten. Wie ſollte man in der Tat glaubhaft machen, daß man einen Fremden zum Herrn verlange, wenn man nicht bis zu dieſem Grade der Verächtlichkeit herabgeſunken war?

Der Türke beſiſt aber Würde und Stolz; er iſt fähig und begabt. Eine ſolche Nation würde es vorziehen, unterzugehen, ſtatt als Sklave zu leben. Alſo: die Unabhängigkeit oder den Tod!

Dies mußte die Loſung derjenigen ſein, die die wahrhafte Rettung des Vaterlandes wollten . . .

Nehmen wir einen Augenblick an, daß dieſer Entſchluß bei ſeiner Durchführung auf einen Mißerfolg geſtoßen ſei. Was wäre die Folge geweſen? Die Sklaverei!

Wäre alſo das Ergebnis nicht dasſelbe geweſen, wie wenn man ſich den anderen Entſcheidungen gebeugt hätte? Gewiß, aber mit dem Unterſchied, daß eine Nation, die für ihre Unabhängigkeit dem Tode trotz, einen Troſt in dem Gedanken findet, in alle Opfer gewilligt zu haben, die die menſchliche Würde verlangt, und es iſt keine Frage, daß in den Augen der Freunde und Feinde in der Welt ihre Lage günſtiger iſt als die einer jämmerlichen und unwürdigen Nation, die ſich ſelbſt dem Joch der Sklaverei darbietet.

Von Wichtigkeit war, daß die ganze Nation ſich im bewaffneten Widerſtand gegen alle zum Kampfe wandte, die das türkiſche Kerngebiet und ſeine Unabhängigkeit angreifen würden, wer immer dies auch ſein mochte.

Es wäre ohne Zweifel nicht zweckmäßig geweſen, von Anfang an alle Forderungen zu verkünden, die aus einem Entſchluß von ſolcher Tragweite folgten. Es war vielmehr notwendig, die Ausführung deſſelben auf mehrere Phafen zu verteilen, das Gefühl und den Geiſt der Nation unter Ausnutzung der Ereigniſſe vorzubereiten und zu verſuchen, das Ziel in Etappen zu erreichen. Der einzige praktiſche und ſichere Weg zum Erfolg war, jede Phafe zu ihrer Zeit herbeizuführen. Das war der Weg der Rettung für die Entwicklung und Wiederaufrichtung der Nation.

So geſchah es übrigens auch.

Prüft man unſere Haltung und unſere Taten von neun Jahren in ihrer logiſchen Verkettung, ſo wird klar, daß vom erſten Tage an unſer allgemeines Verhalten ſich niemals von der durch den urſprünglichen Entſchluß vorgezeichneten Linie noch von dem ins Auge gefaßten Ziel entfernt hat . . .

Die Geſchichte zeigt unwiderleglich, daß für alle große Unternehmungen eine *conditio sine qua non* des Erfolges darin beſteht, daß ein Führer vorhanden iſt, der über beſondere Fähigkeiten und eine unerſchütterliche Energie verfügt. Iſt es möglich, in einem Augenblick, wo alle Staatsmänner von Verzweiflung befallen und in Ohnmacht gelähmt ſind, wo die Nation in Nacht verſunken iſt, ohne einen Führer zu haben, wo Leute von tauſenderlei Art, die ſich Patrioten nennen, auf ebenſo viel verſchiedene Weiſe denken und handeln, mit Sicherheit, Klarheit und Energie vorwärtszugehen und ſchließlich eines der ſchwierigſten Ziele zu erreichen, wenn man ſich fortgeſetzt verpflichtet fühlt, von dem und jenem Rat anzunehmen, ſich vielfältigen Einflüſſen unterzuordnen und eine Menge perſönlicher Empfindlichkeiten zu ſchonern?

Weiß die Geſchichte einen einzigen ſozialen Organismus auf, der das Glück eines derartigen Erfolges gehabt hätte?

Ich zweifle nicht, daß die ganze Welt zur gegenwärtigen Stunde die unbeſtreitbare Wahrheit deſſen, was ich eben geſagt habe, zugeben wird, auch wenn dies zu jener Zeit nicht der Fall war.“

*

Aus einem Brief von Halide Edib.

An Seine Erzellenz Muſtafa Kemal Paſcha.

3. Auguſt 1919.

Die politiſche Lage des Landes hat eine beſondere Zuſpizung erfahren. Die Zeit, in der die türkiſche Nation beim Ueberſchreiten des Rubikon eine entſchiedene Haltung einnehmen ſollte, die uns geſtattet, uns ſelbſt Richtlinien vorzuzeichnen, dieſe Zeit geht zu Ende.

In Konſtantinopel ſtellt ſich die äußere Lage folgendermaßen dar:

Obwohl Frankreich, Italien und England dem amerikanischen Senat offiziell das Mandat über die Türkei angeboten haben, bemühen sie sich in jeder Weise, die Annahme dieses Angebots zu verhindern.

Ohne Zweifel paßt es ihnen nicht, sich ihren Anteil bei der Teilung entgehen zu lassen.

Frankreich, das in Syrien Enttäuschungen erlebt hat, will sich in der Türkei entschädigen . . .

Die Rolle Englands ist ein wenig verwickelter.

England will auch für die Zukunft nicht, daß die Türkei vereinigt bleibe, daß sie sich modernisiere und sich einer tatsächlichen Unabhängigkeit erfreue. Ein mohammedanisch-türkischer Staat, stark, mit modernen Mitteln und Ideen ausgerüstet und besonders mit dem Kalifen an der Spitze, wäre ein schlechtes Vorbild für die mohammedanischen Sklaven Englands.

Wenn dieses sich der Türkei in ihrem ganzen Umfang bemächtigen könnte, würde es ihr Haupt und Glieder abschneiden, um es in wenigen Jahren in eine treue Kolonie zu verwandeln.

Wir machen sehr kritische Augenblicke durch. Die Regierung und die Engländer arbeiten Hand in Hand, um den Amerikanern aufzubinden, daß es sich um eine Regierung handle, die auf ein Massaker der Armenier abzielt und die „Unionisten“ an die Macht bringen will.

Fortgesetzt macht man Pläne, Truppen zu entsenden, um die nationale Bewegung zu unterdrücken.

Es ist möglich, daß ein oder zwei entschlossene Persönlichkeiten von starkem Geiste die Türkei retten können. Die Zeit der Kämpfe und der Abenteuer ist vorbei. Wir müssen die Schlacht aufnehmen, um unsere Zukunft, unsere Entwicklung und unsere Einheit zu retten. Unser armes Land hat an seinen Grenzen eine große Zahl seiner Söhne verloren. Aber wieviel Helden zählt es, die in dem Kampf für den geistigen Fortschritt, für die Zivilisation gefallen sind?

Wir wollen, daß die guten Patrioten der Türkei die Gründer von morgen werden. Wir erwarten, daß Sie und Kauf Bey zusammenarbeiten, indem Sie mit weiser Voraussicht die fernste Zukunft unseres Landes ins Auge fassen, dessen Grundlagen selbst erschüttert sind.

Ich versichere Ihnen, daß ich als einfacher türkischer Soldat mit Ihnen unter den ergebenen Verteidigern der nationalen Sache bin.

Halide Edib.

*

Zugleich mit der Reorganisation und straffen Gliederung der in ganz Anatolien verstreuten großen und kleineren Heeresverbände erfolgte die Zusammenfassung der nationalgesinnten geistigen Kräfte des Landes. Vom 23. Juli bis 7. August tagte der Kongreß der östlichen Provinzen in Erzerum, vom 4. bis 11. September auf wesentlich erweiterter Grundlage der Nationale Kongreß in Siwas. Mustafa Kemal selbst hatte seinen Sitz anfangs in Amasia, der „Perle Anatoliens“, später in Erzerum aufgeschlagen, von wo aus er die Fäden über das ganze Land immer enger und fester spannte. Ende 1919 siedelte die Nationale Regierung nach Angora (Ankara) über.

Aus der Sitzung des Nationalen Kongresses von Siwas (4. bis 8. September 1919). Ausführungen Refet Bey's, Kommandeurs der Gendarmerie (später Minister des Innern und der nationalen Verteidigung) zur Mandatsfrage.

„Es ist sicher, daß England, Frankreich und Griechenland uns heute teilen wollen.

Das Ziel, das wir anstreben, indem wir dem amerikanischen Mandate den Vorzug geben, ist, dem englischen Mandat zu entgehen, das alle menschlichen Gemeinschaften in Sklaverei bringt und den Geist und das Bewußtsein erstickt.“

*

Am 16. März 1920 holten die Alliierten zum Gegenschlag aus: Konstantinopel wurde besetzt, hier und dort aufflackernder Widerstand rücksichtslos und blutig gebrochen, die dortige Deputiertenkammer

aufgelöst und mißliebige Politiker durch die Engländer nach Malta deportiert.

Am gleichen Tage noch richtete Kemal Pascha nachfolgenden Protest an die diplomatischen Vertreter Englands, Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten sowie an die Ministerien der neutralen Länder:

Alle öffentlichen Gebäude in Stambul, mit Einschluß der Deputiertenkammer, die das Symbol unserer nationalen Unabhängigkeit vorstellt, sind von Truppen der Entente offiziell und gewaltsam besetzt worden, und man hat es unternommen, eine große Zahl von Patrioten, die entsprechend den nationalen Bestrebungen handeln, zu verhaften. Dieser letzte Schlag, der soeben gegen die Souveränität und die politische Freiheit der osmanischen Nation geführt worden ist, trifft mehr noch als die Osmanen, die entschlossen sind, ihr Leben und ihre Unabhängigkeit um jeden Preis zu verteidigen, die Grundsätze, die der Menschheit und der Zivilisation des 20. Jahrhunderts als heilig gelten, das Gefühl der Freiheit, der Nationalität und des Vaterlandes, die Grundlagen der modernen Gesellschaft und ebenso das menschliche Bewußtsein, das diese Grundsätze geschaffen hat.

Was uns anbetrifft, so sind wir durchdrungen von dem heiligen Charakter des Kampfes, den wir unternommen haben, um unsere Rechte und unsere Unabhängigkeit zu verteidigen, und wir sind überzeugt, daß keine Macht in der Welt eine Nation ihres Daseinsrechtes berauben könnte.

Wir begnügen uns damit, nicht dem offiziellen Europa und Amerika, sondern dem Europa und Amerika der Wissenschaft, der Kultur und der Zivilisation es zu überlassen, den Charakter dieser Maßnahme richtig einzuschätzen, die ein Attentat bildet, wie es die Geschichte bis zum heutigen Tage niemals verzeichnet hat, und die mit der Ehre und der Selbstachtung der Völker, die sie ergriffen haben, unvereinbar ist: sie beruht tatsächlich auf einer Art Schurkerei: Durch einen auf den Grundsätzen Wilsons beruhenden Waffenstillstand ist die Nation ihrer Verteidigungsmittel beraubt worden. Erneut und zum letzten Male machen wir auf die große geschichtliche Verantwortung aufmerksam, die dieses Ereignis nach sich ziehen wird.

Nächst Gott sind die Gesezmäßigkeit unserer Sache und ihr heiliger Charakter in diesen schwierigen Augenblicken unsere festeste Stütze.

Das Repräsentative Komitee für die Verteidigung
der Rechte Anatoliens und Rumeliens:
Mustafa Kemal.

Am 23. April 1920 war die staatsrechtliche Voraussetzung für die Neuordnung eines neutralen türkischen Staatswesens geschaffen: In Angora wurde unter dem Vorsitz Kemal Paschas die Große Nationalversammlung eröffnet, sichtbarer und rechtmäßiger Träger der obersten Gewalt der Nation.

„In den ersten Tagen nach der Eröffnung der Versammlung erklärte ich dieser die Lage und die Bedingungen, in denen wir uns befanden, sowie die Gesichtspunkte, die zu verfolgen und anzuwenden ich für zweckmäßig hielt. Unter diesen Gesichtspunkten war der wichtigste derjenige, der sich auf die politischen Grundsätze bezog, die die Türkei und die türkische Nation verfolgen mußten.

Was die äußere Politik besonders interessiert und worauf sie sich stützt, das ist die innere Organisation des Staates. Es ist also notwendig, daß die äußere Politik mit der inneren Organisation im Einklang steht. In einem Staat, der sich vom Orient bis zum Ozean erstreckt, der in seinem Schoße entgegengesetzte Elemente mit verschiedenen Charakteren, Zielen und Kulturen vereinigt, ist es natürlich, daß die innere Organisation in ihrer Grundlage fehlerhaft und schwach ist. Unter diesen Bedingungen kann seine äußere Politik, da es ihr an der festen Grundlage fehlt, nicht kraftvoll betrieben werden. Ebenso wie die innere Organisation eines derartigen Staates besonders unter dem Fehler leidet, daß sie nicht national ist,

so kann auch seine äußere Politik diesen Charakter nicht haben. Aus diesem Grunde war die Politik des osmanischen Staates nicht national, sondern persönlich. Sie hatte keine Klarheit und Stetigkeit.

Verschiedene Nationen unter einem allgemeinen und gleichen Namen vereinigen, diesen verschiedenen Gruppen dieselben Rechte verleihen, sie den gleichen Bedingungen unterwerfen und so einen mächtigen Staat gründen, das ist ein glänzender und anziehender politischer Standpunkt. Aber er ist trügerisch.

Das politische System, das wir als klar und völlig durchführbar betrachten, ist die nationale Politik. In Anbetracht der allgemeinen Bedingungen, die gegenwärtig in der Welt herrschen, und der Wahrheiten, die im Laufe der Jahrhunderte in den Köpfen Wurzel geschlagen und die Charaktere gebildet haben, könnte man keinen schlimmeren Irrtum begehen, als Utopist zu sein. Das bringt die Geschichte zum Ausdruck, und dies ist die Sprache der Wissenschaft, der Vernunft und der Logik.

Damit unsere Nation ein glückliches, starkes und dauerndes Leben leben kann, ist es nötig, daß der Staat eine ausschließlich nationale Politik verfolgt und daß diese Politik restlos mit unserer inneren Organisation übereinstimmt und sich auf diese stützt. Wenn ich von nationaler Politik spreche, so möchte ich dem den folgenden Sinn geben: innerhalb unserer nationalen Grenzen an dem wirklichen Glück und Wohlergehen der Nation und des Landes arbeiten, indem wir uns vor allem, um unsere Existenz zu erhalten, auf unsere eigene Macht stützen.“

Der Ruf, sich auf die eigene Macht zu stützen, war gerade in diesem Augenblick keineswegs nur eine rhetorische Forderung. Immer noch standen die Griechen angriffsbereit in Westanatolien. Glücklicherweise hatten Streitigkeiten zwischen den Alliierten die für die zweite Hälfte des Jahres 1920 geplante und teilweise schon eingeleitete große griechische Offensive immer wieder verzögert. Aber im Frühjahr 1921 war es so weit; die gesamte griechische Armee griff mit allen ihren Streitkräften und auf allen Fronten am 23. März an. Es kam zur Doppelschlacht bei İnönü, in deren erstem Teil die Griechen erfolgreich waren, um dann schließlich von İsmet Paşa (dem jetzigen Präsidenten der türkischen Republik İsmet İnönü) zum Rückzug gezwungen zu werden.

Am 23. August des gleichen Jahres kam es dann zur großen Schlacht an der Sakaria, in der Kemal Paşa selbst den Oberbefehl über die türkischen Truppen führte, die Griechen entscheidend schlug und sich den Namen Gazi — der Siegreiche — verdiente.

„Die große Schlacht an der Sakaria, die vom 23. August bis zum 13. September, diese beiden Tage mit inbegriffen, dauerte, setzte sich ohne Unterbrechung zweiundzwanzig Tage und zweiundzwanzig Nächte fort und bildet in den Annalen des neuen türkischen Staates, was sage ich, in der Geschichte der ganzen Welt, ein seltenes Beispiel einer Schlacht größten Ausmaßes.

Ich glaube, die erste moralische Pflicht erfüllt zu haben, die mir infolge der Tatsache oblag, daß ich bei der tatsächlichen Übernahme des Oberbefehls vor der Versammlung und vor der Nation meiner unerschütterlichen Überzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß wir den Sieg davontragen würden, eine Überzeugung, die ich mit dem ganzen Gewicht meiner Person stützte.

Ich hatte weiter andere wichtige Pflichten zu erfüllen, Pflichten materieller Art. Eine dieser Pflichten betraf die Haltung, die ich die Nation während der Kriegsdauer einzunehmen veranlaßt hatte.

Sie wissen wohl, daß, wer vom Krieg spricht, nicht den Kampf zweier Armeen, sondern zweier Nationen meint, die beide ihre Existenz aufs Spiel setzen und im Kampf alle ihre Hilfsquellen, ihren ganzen Besitz und alle ihre materiellen und moralischen Kräfte heranziehen.

Ich mußte infolgedessen die türkische Nation in ihrem Handeln, Fühlen und Denken ebenso wie die Frontarmee für den Krieg interessieren. Nicht nur diejenigen, die dem Feind

gegenüberstanden, sondern jeder einzelne im Dorfe, zu Hause, auf den Feldern mußte sich ebenso wie der Frontkämpfer als mit besonderem Auftrag betraut ansehen und sich mit seiner ganzen Existenz dem Kampf widmen.

Nationen, die es versäumen, ihren materiellen und moralischen Besitz in vollem Umfang für die Verteidigung des Vaterlandes zu opfern, oder die sich hierin lässig zeigen, können nicht so angesehen werden, als seien sie entschlossen zum Kriege und überzeugt, ihn zum guten Ende führen zu können. Auch in den Kriegen der Zukunft wird das entscheidende Element des Sieges in dieser Auffassung liegen. Schon jetzt haben die großen militärischen Nationen Europas damit begonnen, diesem System eine offizielle Form zu geben.

In Zukunft wird die Nation selbst in ausgedehnterer, positiverer und klarerer Weise die Mittel und die Bedingungen festsetzen, die das teure Vaterland unangreifbar zu machen geeignet sind, indem sie die bis heute gemachten Erfahrungen überprüft und sich von ihnen leiten läßt.

Meine Herren! Ich hatte noch eine andere Pflicht, nämlich, persönlich an der Schlacht teilzunehmen, mich in die Reihen der Armee zu begeben und den Kampf persönlich zu leiten. Ich glaube, auch diese Pflicht im Rahmen des Möglichen gut erfüllt zu haben, obwohl ich mir durch einen Unfall eine Rippe gebrochen hatte. Bis nach der Schlacht an der Sakaria hatte ich keinen militärischen Rang. Die Große Nationalversammlung hat mich nach dieser Schlacht zum Marschall mit dem Titel Gazi befördert. Man weiß, daß mir der militärische Rang, den mir die osmanische Regierung verliehen hatte, durch dieselbe Regierung entzogen worden war . . .“

Am 12. August 1922 wurde die griechische Armee von Kemal Paşa bei Dumlupınar vernichtend geschlagen, am 8. September besetzten die türkischen Truppen Smyrna.

In dem am 4. Juli 1923 unterzeichneten Frieden von Lausanne erreichte die Türkei ihre vollständige Unabhängigkeit und Selbständigkeit in ihren nationalen Grenzen.

„Der Vertrag von Lausanne ist das Dokument, das in entscheidender Weise das Scheitern eines weitangelegten Komplotts dartut, das seit Jahrhunderten gegen die türkische Nation geschmiedet worden war, ein Komplott, das man durch den Vertrag von Sevres durchgeführt zu haben glaubte.“

Am 29. Oktober 1923 erfolgt die Ausrufung der türkischen Republik in Ankara. Mustafa Kemal Paşa wird ihr erster Präsident.

„Ich habe mich bemüht, mit diesen Darlegungen zu zeigen, wie ein großes Volk, dessen nationale Laufbahn man als beendet ansah, seine Unabhängigkeit wiedereroberte; wie es einen nationalen und modernen Staat geschaffen hat, der auf den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft begründet ist.

Das Ergebnis, zu dem wir heute gelangt sind, ist die Frucht der Lehren, die aus jahrhundertlang durchgemachten Leiden folgen, und der Preis der Blutströme, die jeden Fußbreit unseres teuren Vaterlandes getränkt haben.

Dieses heilige Gut lege ich in die Hände der Jugend.

Türkische Jugend! Deine erste Pflicht ist, die nationale Unabhängigkeit, die türkische Republik immerdar zu wahren und zu verteidigen.

Es könnte kommen, daß die Nation in völlige Entbehrung, in äußerste Not gerät; daß sie sich im Zustand des Zusammenbruchs und völliger Erschöpfung befindet.

Selbst unter diesen Umständen und unter diesen Bedingungen, o türkisches Kind zukünftiger Jahrhunderte, ist es deine Pflicht, die Unabhängigkeit, die türkische Republik zu retten.

Die Kraft, die du hierzu brauchst, ist mächtig in dem edlen Blute, das in deinen Adern fließt.“

Mustafa Kemal Paşa.



Sämtliche Lichtbilder: Dr. P. Fickeler.

Amasya, „Perle von Anatolien“.

Sonderbericht für „Das Werk“ von Dr. Paul Fickeler.

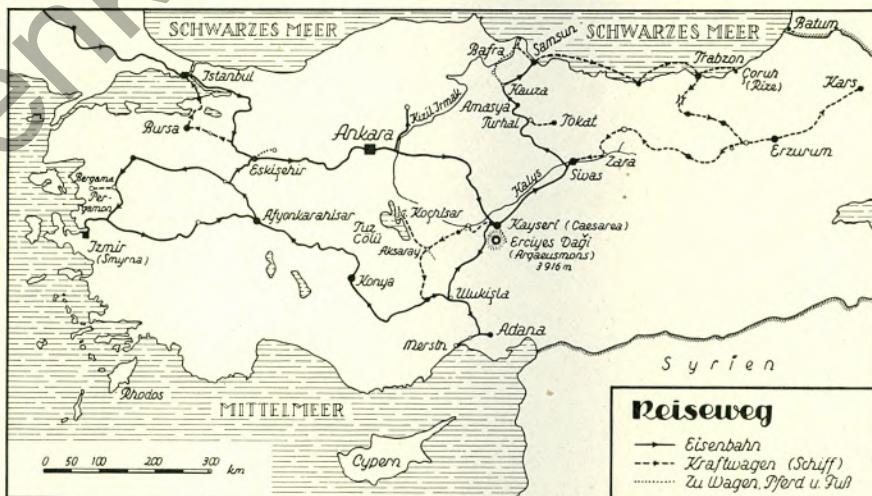
Anatolien ist das Herzland der Türkei. So sehr, daß Kemal Pascha, der Schöpfer der modernen Türkei, äußerte: „Der Wille einer türkischen Nation, die Herrin ihres Schicksals wäre, kann nur aus Anatolien entspringen!“ Er legte deshalb den Regierungssitz von Konstantinopel nach Ankara, das bald zur modernen Großstadt aufwuchs.

Ankara ist seitdem der natürliche Ausgangspunkt für Reisen in das Innere der immer noch geheimnisvollen orientalischen Türkei geworden. Auch der Reisebericht, den Dr. Fickeler gibt, nimmt von dort seinen Anfang. Dr. Fickeler machte gemeinsam mit Dr. W. Weinbach eine viermonatige geographische Studienreise durch die kleinasiatische Halbinsel, bei der die beiden Forscher nicht weniger als 8000 Kilometer zurücklegten. Diese Reise wurde bereits vor Kriegsbeginn unternommen, der Bericht dürfte aber wohl gerade heute von allgemeinem Interesse sein. Amasya, die erste Etappe Kemal Paschas in Anatolien auf seinem Weg in die Freiheit, hat sich noch viel von dem Glanz der alten Türkei bewahrt, und großartige Ruinen künden von ihrer stolzen Vergangenheit als Sitz der pontischen Könige.

Anfang Oktober fahren wir im Zuge von Sivas über Tuzhal nordwestwärts im Tal des Neshil Irmağ, des „Grünflusses“ der Türken und Iris der Alten. Das Gesicht der Landschaft hat sich verändert. Die Waagerechte des Himmelsrandes Anatoliens mit seinen Steppenakkorden in Ocker, Gelb und Braun ist in der Höhe geblieben und begleitet uns nun als oberer Rand des Tals. Weidungen mit frischem Auenwald wechseln mit tiefen und engen Kalksteinschluchten. Die Bahnlinie schlän-

gelt sich geschmeidig hindurch oder durchbohrt mit Tunneln die vorspringenden Talsporne und Felsenrippen. Sonnengleisen und

Grün wechseln häufig mit Feuchte und Finsternis. Dieser schnelle Bildwechsel gehört zu den tief eingeschnittenen Lälern Anatoliens. Bald saust unser Zug mit langgezogenem Freudenpfeifen in ein riesiges Felsenhalbrund aus hellgelblichem Kalkstein. Eine Burgruine steilt empor, weiße Häuser leuchten in der Spätnachmittagssonne auf und künden uns festlich an: Amasya!





„... Ein Abendspaziergang bis zur alten Moschee unterstreicht den freundlichen ersten Eindruck...“

Auf diese Stadt haben wir uns besonders gefreut. Mit steigender Erregung sind wir ihr näher gekommen. Nun stehen wir am ersehnten Ziel. Wie bei allen anatolischen Städten, deren neuer Bahnhof außerhalb des Ortes liegt, kutschten wir im wackeligen Zweispänner in die Stadt. Umfürrt von Gepäckstücken, rasseln wir auf dem ächzenden Gesährt über das holperige Kopfplaster in den Ort. Am Marktplatz finden wir gute Unterkunft.

Ein Abendspaziergang auf der Hauptstraße am Grünfluß entlang bis zur alten Moschee am Ostrand der Stadt unterstreicht den freundlichen ersten Eindruck und offenbart die Idylle, in der wir hier gelandet sind. Die Flußströmung dreht unterschlächtig haus hohe Schöpfräder, welche das Flußwasser auf die höhere Flußterrasse heben und selbsttätig in hölzerne Ableitungsröhren gießen. Solch eine künstliche Bewässerung der Felder verwandelt die Aue der regenarmen Tiefenlinien

in fruchtbare Talbasen. Die algenübergrüntem schwarzbraunen Räder haben es durchaus nicht eilig. Sie drehen sich gemächlich und füllen ihre Umgebung mit knarrendem Ächzen und traulicher Gemütlichkeit. Darin sind sie, wie alle ihre Geschwister in Gebieten mit uralter Bewässerungswirtschaft, vom Euphrat bis zum Hwang-ho, echte Kinder und Sinnbilder Asiens! Ein blaugrüner Himmel spannt sich allmählich über das tiefe Tal und die weißen Häuser am Grunde und an den Hängen. Dem himmlischen Lichterneß droben antwortet bald ein irdisches Lichterneß von unten, und zwischen beiden webt von allen Gebetrustürmen der melodische Abendgesang der Muezzine.

Am nächsten Vormittag machen wir, wie immer, unseren Höflichkeitsbesuch beim Leiter der Ortspolizei. Sein freundliches Anerbieten, uns Begleitung zu unserem Schuß in die Umgebung mitzugeben, lehnen wir dankend ab. Solch wohl-

„... Die Flußströmung dreht unterschlächtig haushohe Schöpfräder, welche das Flußwasser auf die höhere Terrasse heben...“



gemeinte offene Begleitung in Uniform oder Zivil hätte uns höchstens behindert. Die Fremden stehen auch ungefragt unter der fürsorglichen Beobachtung der Geheimpolizei, die ihre Pflicht mit Takt ausübt. Im allgemeinen können wir jedoch ungestört im Rahmen des Erlaubten tun und lassen, was wir wollen, und das Gesetz des Handelns liegt in unserer Hand. Damit fahren wir auf unserer langen Reise durch die Türkei recht gut.

Am meisten lockt uns die Burgruine. Nahezu zweihundert Meter über der Talsohle überthront sie ihre Stadt. Ein Pfad schlängelt sich steil hinauf und endet auf dem Burggipfel, umflossen von Ruinenmauern bei dem Ramazangeschütz. Bei jeder islamischen Stadt steht an jeweils höchstgelegener Stelle solch eine kleine Kanone. Im ganzen Fastenmonat Ramazan kündigt sie den Aufgang und Untergang der Sonne, also Beginn und Ende des Fasttages, durch einen Schuß allen

mohammedanischen Gläubigen weithin vernehmbar an. Der obere Rand einer hohen Außenmauer bietet uns einen trefflichen Hochsitz mit einzigartiger Rundsicht über die Stadt und deren Umgebung.

Wo die breite Talau des Yeschil Irmağ durch einen gelbgrauen Kalksteinriegel eingeengt wird, liegt an der Einschnürungsstelle Amasya. Zwischen der Talsohle in nur 400 Meter Höhe über dem Meeresspiegel und dem oberen Rande der alten Landoberfläche, die in etwa 1100 Meter Höhe droben den Himmel abschneidet, entsteht auf engstem Raum ein relativer Höhenunterschied von 700 Meter; er verleiht dem Taleinschnitt, besonders von unten gesehen, etwas Wuchtiges. Und gerade über der schmalsten Stelle, an der Nordseite dieser Talenge, reckt sich auf dem nackten Steilfelsen die altersgraue Burgruine empor, die mit ihren mächtigen Mauerresten den Ort krönt.



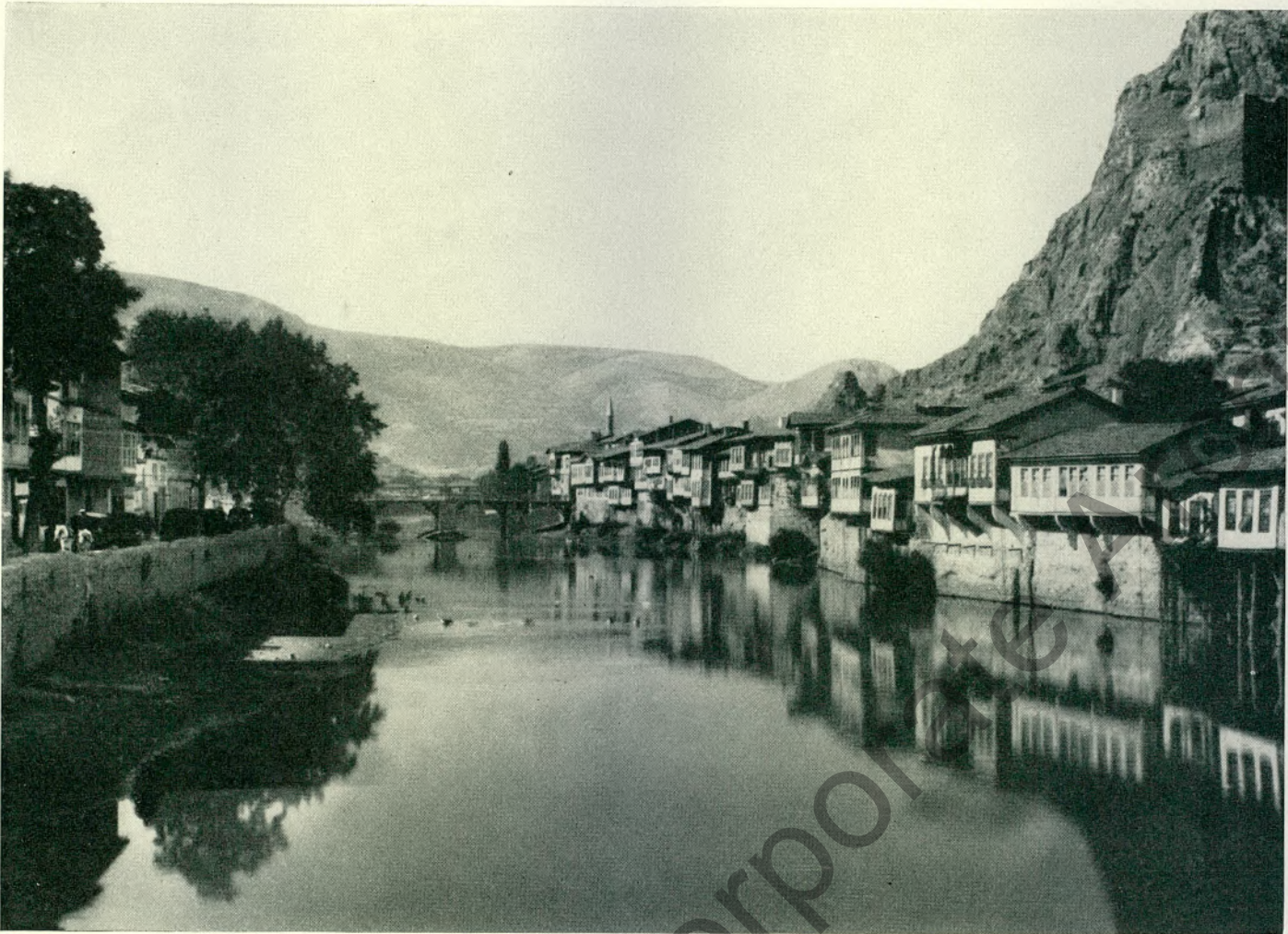
„ . . . Wo die breite Talau des Yeschil Irma durch einen gelbgrauen Kalksteinriegel eingeengt wird, liegt an der Einschnürungsstelle Amasya . . .“

An dieser Talenge, durch welche seit alters die Hauptfernverkehrsstraße von Samsun (Amisos) über Sivas (Sebastia) nach Innerkleinasien und Persien wie durch ein Tor führt, konnte Amasya im Schutze seiner wehrhaften Burganlage sich zu einer bedeutsamen Verkehrsiedlung entwickeln. Das geschah weniger auf dem sehr schmalen Saum des Nordufers als auf den breit ausfächernden und sanft ansteigenden Schutt- und Schwemmgeländen des südlichen Talhangs. Auf ihnen steigt die Stadt, durch den dem Burgberg gegenüberliegenden Kalksteinfelsen in eine Ost- und Westhälfte geteilt, mit ein- oder zweistöckigen weißen Häusern und mattroten Ziegeldächern höchst anmutig empor. Die steilere Böschung darüber risseln noch einige waagerechte Streifen bewässerbarer Felder. Dann folgen gerundete Steilhänge mit kümmerlichem Gebüsch und Steppengras, aus denen schließlich die fahlen Kalkfelsen, 700 Meter über dem Talboden, herausstarren. Sie bilden einen wirkungsvollen Hintergrund und stehen im schroffsten Gegensatz zu dem Grün der Obstbäume, welche die Stadtfläche belebend durchgrünen. Das Grundwasser am Flussufer läßt hohe Pyramidenpappeln aufsteigen. Ein schön gestaffeltes Stadtbild baut sich so vor den Blicken auf, das, besonders von unten betrachtet, an die Landschaftsgemälde deutscher Romantiker erinnert.

Hangabwärts nehmen die Einzelbäume an Zahl und Größe zu und schließen sich im Westen und Osten von Amasya auf der breiten Talsohle zu einem ununterbrochenen, dichten grünen

Auenwald zusammen. Er besteht aus Weiden, Maulbeerbäumen, Obstbäumen und besonders aus riesigen kuppelkronigen Walnußbäumen in solcher Fülle, daß man geradezu von einem Walnußbaumwald sprechen kann. Dieser durch Grundwasser und künstliche Bewässerung bedingte Obstbaumenwald der Talsohle hebt sich gegen die begleitenden baumfreien Steppentalhänge ungemein scharf ab. Denn inmitten der niederschlagsreicheren umgebenden Höhen bilden die tief eingeschnittenen Tallinien, welche die Randgebirge Kleinasiens durchbrechen, ausgesprochene Trockenlinien, die zum Beispiel bei Amasya nur eine mittlere Niederschlagsmenge von 320 Millimeter im Jahre empfangen, ähnlich wie das trockene Hochland Inneranatoliens. Dann vermag nur das Grundwasser oder die künstliche Bewässerung, mit Hilfe der abfließenden Niederschläge der höheren Umgebung, die Talau dunkel zu begrünen und das eben geschilderte Landschaftsbild hervorzubringen, das so viele Trockengebiete Asiens, ja der ganzen Erde, kennzeichnet.

Es dunkelt schon, als wir uns von unserem Hochsitz den schlängelnden Weg wieder hinabtaffen in die Stadt. Im Speisehaus bestellen wir zarten Truthahnbraten am Spieß mit Reis in gekochten jungen Rebenblättern. Auch der Wein Amasyas gleitet, ähnlich dem Lokater Tropfen, angenehm und leicht über die Zunge. Es trifft sich auch gut, daß wir mit einem Türken am Tisch sitzen, der sich als Fachlehrer einer Obstbaumschule am Bosphorus vorstellt und sich zur Zeit auf einer



„... Eingekelemmt zwischen Burgfelsenuß und Fluß, zieht eine lange Reihe von Häusern, auf die Ufermauer gekauert, den Fluß entlang...“

Überprüfungsreise befindet. Bei dem üblichen Täßchen Mokka unterhalten wir uns im lauen Döfberabend am Marktplatz über den Obstbau seiner Heimat. Auch er ist der Ansicht, daß Sortenvermehrung und Gütesteigerung die vordringlichsten Zukunftsaufgaben auch für die erwünschte Obstausfuhr aus der Türkei, bilden. Der türkische Anteil an Deutschlands Walnusseinfuhr betrug z. B. im Jahre 1936 wertmäßig 42%. Er erzählt uns auch stolz, daß das meiste Möbelholz, das in Europa, und besonders in Deutschland, als „kaukasisches“ Nußbaumholz so geschätzt ist, aus — Kleinasien stamme!

Als wir in den Gasthof zurückkommen, liegt unser dicker Wirt im Feldbett auf dem Flur vor unserer Tür, schnarchend und blasend auf allen Registern. Eine stattliche Reihe leerer Rakifläschlein blinkt hinter einem Vorhang hervor. Der durchdringend-süßliche Anisduft dieses alkoholreichen Weinbrand-schnapfes, des Nationalgetränks der neutürkischen Frei-religiösen, schwängert die Luft. Mit den strengen Verböten des großen Propheten nimmt man es im verweltlichten Staat eben nicht mehr so genau. Aber der gutmütige Zecher hat vor seinem Liefschlaf den beiden deutschen Gästen noch eine Petroleumlampe fürsorglich auf den wackeligen Tisch gestellt und einige der in der ganzen Türkei berühmten Amasya-äpfel aus seinem eigenen Garten dazugelegt. Es sind schöne, hellrote Früchte mit glänzenden Wächchen, etwas weich und süßlich von Geschmack, ganz so, wie die Türken sie lieben. Sie

erinnern an die Kalifornienäpfel, die auch in Deutschland im Frühjahr verkauft werden. Es würde sich sehr lohnen, in diesem Obstparadies um Amasya auch noch andere, härtere und säuerliche, winterfestere Edelsorten einzuführen und zu züchten.

Am nächsten Morgen unternehmen wir einen Ausflug zum Hochrand der südlichen Talseite. Durch lichten, niederen Eichenbuschwald mit spärlichen Weißdorn- und Haselnußsträuchern bis zu 950 Meter Höhe und Brombeergestrüpp steigen wir in der flimmernden Gluthize des schattenlosen Weges bergan. Zahlreiche Esfkarawanen mit schweren Traglasten aus Eichenbrennholz trippeln an uns vorüber zur Stadt. Innerhalb vier Stunden begegnen uns achtzig Tragtiere; über hundert sollen täglich pendeln. Dieser große Brennholzbedarf und das ständig wiederholte rücksichtslose Abschlagen des Jungholzes, das vielfach sogar mit den Wurzeln herausgehackt wird, ist die schlimmste Waldverwüstung. Seit Jahrhunderten geübt, zeigt sie anschaulich, wie sehr Buschwälder und waldfreie Gebiete in der Umgebung größerer Siedlungen, in Kleinasien wie auch in anderen Mittelmeerländern, vom Menschen künstlich niedergehalten werden, auch mittelbar durch Beweidung mit Schafen und besonders Ziegen. Sie hat mit dazu beigetragen, daß die Türkei mit nur 10% Waldbedeckung — gegenüber 25% in Deutschland — zu den walddarmen Ländern gehört. Auch diesen, aus der alten Türkei stammenden Ubelstand hofft der



„... In den Felswänden des Burgberges gähnen die schwarzen Eingänge der Rundbogen- und Firstdachgräber, welche die pontischen Könige der hellenistischen Zeit dort herausbauen ließen...“

neue Staat durch tatkräftigen Ausbau einer geregelten Forstwirtschaft und strenge Befehle für den Waldschutz mit der Zeit zu beseitigen.

In 1100 Meter Höhe, rund 700 Meter über dem Spiegel des Neschil Irmağ, erreichen wir den oberen Talrand. Das Landschaftsbild wechselt schlagartig. Vor uns dehnt sich eine sanftgewellte Landschaft mit fahlen Stoppelfluren. Das kleine Dorf Vermiş mit seinen niederen Bruchsteinhäusern und Lehmflachdächern duckt sich ganz in sie hinein. Wir stehen plötzlich wieder in Hochanatolien.

Reizvolle Blicke bietet auch Amasysas Altstadt, besonders am nördlichen Flussufer. Eingeklemmt zwischen Burgfelsenuf und Fluß, zieht eine lange Reihe von Häusern, auf die Ufermauer gekauert, den Fluß entlang. Ein- und zweistöckig springen sie alle mittels Kragbalken, Streben und Stützpfosten über die Ufermauer vor und hängen über dem Fluß. Sie sind weiß getüncht, durch viele schmalhohe Fenster mit dem verschiebbaren Holzgitter gegliedert. Auf der glatten Wasserfläche erscheint alles nochmals im Spiegelbild auf dem Kopfe stehend, nur etwas verschwommener und von hellen Wellenteilen rudernder Enten zerpflegt. Dieses malerische Uferstadtbild, das an ähnliche in Kreuznach oder Altena erinnert, hat vor achtzig Jahren schon der berühmte Kleinasienforscher P. de Tchihatcheff in einer trefflichen Zeichnung festgehalten.

In den Felswänden des Burgberges darüber gähnen die schwarzen Eingänge der Rundbogen- und Firstdachgräber, welche die pontischen Könige der hellenistischen Zeit dort herausbauen ließen. Denn zur Zeit des großen Mithridates

und der römischen Kaiser war Amasysa die Hauptstadt des Königreiches Pontos, eine berühmte Kulturmitte, in welcher unter anderen der griechische Geograph Strabon (60 v. Chr. bis 20 n. Chr.) das Licht der Welt erblickt hat. Seine berühmte „Geographica“ in siebenzehn Büchern bildet, neben den Werken des Ptolemäus, heute noch die Hauptquelle der alten Geographie; ihr verdanken wir aus jener Zeit noch die zuverlässigsten Angaben auch über Kleinasien.

Im Mittelalter wiederum blühte Amasysa unter der Herrschaft des kleinen, aber starken griechischen Kaiserreiches der Großkommenen von Trapezunt. Auch nach der Eroberung durch die Seldschuken bewahrte die Stadt ihre Bedeutung, ja, sie erhielt durch den Ausbau der gewaltigen Festungsanlagen des Burgberges bis zur Talsohle, aus denen verborgene Brunnenschächte bis zum Grundwasser hinabstoßen, jene städtebauliche Krönung und Stärke, welche selbst den Kriegerhorden Timurs zu trogen vermochte.

So hat Amasysa aus den bedeutendsten Abschnitten seiner Geschichte sichtbare Denkmäler bis heute bewahrt und als eindrucksvolle Ruinen dem reizvollen Bilde seiner Landschaft eingefügt. Die Gunst seiner Orts- und Verkehrslage in Verbindung mit der großen Fruchtbarkeit seiner künstlich bewässerten Talase hat der Stadt seit alters eine, wenn auch wechselnde, Bedeutung bis heute gesichert. Schönheit der Naturlandschaft hat sich hier mit gepflegter Gestaltung der Kulturlandschaft und dem ehrwürdigen Hauch der Geschichte vermählt. Sie alle haben mitgewirkt an Amasysas ehrendem Beinamen, unter den Städten des Landes zu sein die „Perle von Anatolien“!

Wir bauten uns Schwinger.

Über die Entwicklung
der Segelfliegergruppe
der Deutschen Eisenwerke AG.,
Werk Schalker Verein.

Von Friedrich Dellwig.

Segelflieger von gestern —
Kriegsflieger von heute.

Lichtbild: Dr. W. Straube.



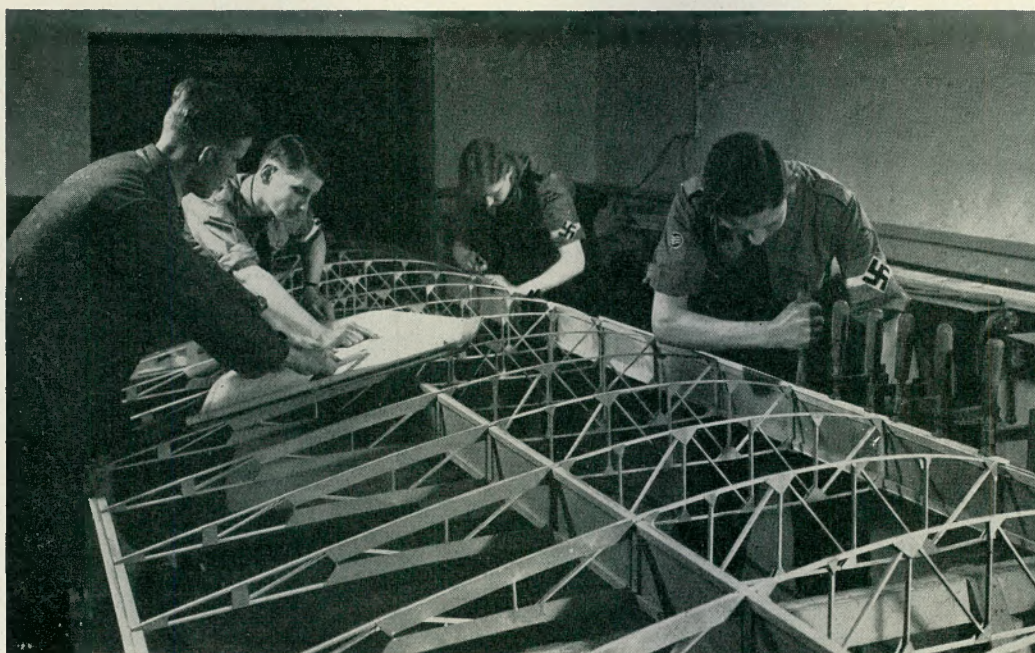
Der Krieg hat uns ein gutes Stück näher an das Ziel herangeführt, ein Volk von Fliegern zu werden. Kein Deutscher steht heute im neuen Reich der Fliegerei noch gleichgültig gegenüber; denn so jung sie auch ist, so ehrwürdig und glorreich ist doch schon ihre Tradition! — In den Vereinigten Stahlwerken ist der Fluggedanke schon früh aufgenommen und gepflegt worden. Da der Verfallener Vertrag der deutschen Regierung die Ausbildung von Flugzeugführern untersagte, mußten in der Nachkriegszeit private Kräfte diese wichtige Aufgabe übernehmen. So richteten Ende der zwanziger Jahre mehrere Werke der Vereinigten Stahlwerke — wie Wanheim, Gelsenkirchen, Hamborn, Dortmund, auch die Hauptverwaltung Düsseldorf — Segelfluggruppen ein. Sie wurden mit begeisterter Zustimmung aufgenommen — denn welcher junge Mensch träumt nicht den uralten Menschheitsstraum: Schwinger zu haben? — und sie überdauerten selbst die folgenden schweren Krisenjahre. Schon im Sommer 1934 kamen sämtliche Segelfluggruppen der Vereinigten Stahlwerke zu einem großen Treffen auf den Vorkenbergen zusammen. Im gleichen Jahr wurden auf Anordnung Hermann Görings die in Größe, Aufbau und Zielen sehr unterschiedlichen Werksfliegergruppen des gesamten Konzerns in den deutschen Luftsportverband übernommen, der dann wenig später in dem NSFK aufging. Es wurden so auch diese Kräfte gesammelt für den einheitlichen Aufbau der neu entstehenden deutschen Luftwaffe, deren Taten wir heute bewundernd verfolgen.

Der folgende Bericht zeigt an einem herausgegriffenen lebendigen Beispiel, wie diese frischen Impulse sich mit der guten Tradition der Vereinigten Stahlwerke verbinden zu einem lebenskräftigen und zukunftsreichen Dienst an der deutschen Fliegerei.

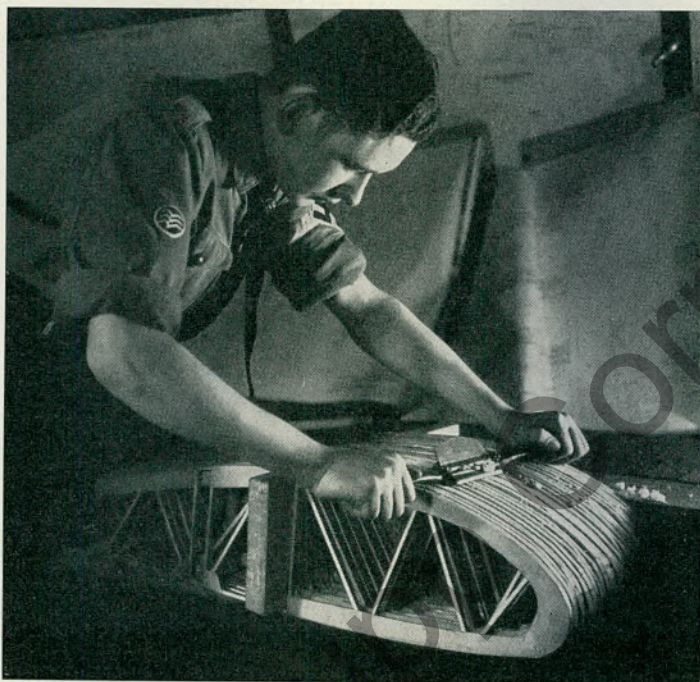
Pfingsten 1936, während des Reichswettbewerbs für Flugmodelle, erhielten wir den ersten nachhaltigen Rippenstoß! Als wir den „Rhönadler“, einem riesigen Raubvogel gleich, um die Wasserkuppe kreisen sahen, packte uns ein unbändiges Verlangen, es jenen kühnen Seglern gleichzutun! Gewiß, Modelle bauen und fliegen lassen, sie im Thermikschlauch emporsteigen oder im Sturzflug jäh zerschmetterten sehen, im Wettstreit mit den besten deutschen Modellbauern eine Spitzenleistung erkämpfen, all das erfüllte uns mit glühender Begeisterung. Aber noch schöner mußte es sein, selbst zu fliegen. . . . Selbst fliegen — das war der größte Wunsch eines jeden von uns.

Auf der Heimfahrt in die Stadt der Kohle und des Eisens wälzten wir die Frage. Einige Erfahrungen mit den wichtigsten Gesetzen des Fliegens besaßen wir schon. Und die Mittel — man würde sie irgendwie austreiben! Aber die Raumfrage war heikel, denn so ein Anfängerflugzeug, mit dem amtlichen Namen „Bögling“, spannt seine Flügel zehn Meter weit. Nach oben sind mindestens zwei Meter erforderlich, und vom Starthaken bis zur Höhenflosse mißt der Rumpf auch seine vier Meter. Das mußte allerdings schon eine ganz geräumige Halle sein, die so einen menschentragenden Vogel beherbergen soll. Wo würden wir einen passenden Raum finden?

Zunächst trugen wir monatelang „unser Gleitflugzeug“ in



Oben: Die Tragfläche ist im Rohbau fertig
Unten: Mit Schinder und Glaspapier werden die Rippen bearbeitet.



unseren Herzen. Wenn einer der „älteren Haudegen“ von einem auswärtigen Segelfliegerkurs heimkehrte, machte er mit seinem Fliegerlatein uns den Mund wässrig. Stolz trug er die silberne „Möwe“ auf der Brust. Begeistert schilderte er, wie auf den Kranichschrei — das Zeichen der Kameraden für die bestandene A-Pilotenprüfung — eine wilde Horde über ihn herfiel, um mit Blitzesschnelle sein Erziehungsquartier in einen Glückkörper zu verwandeln. Wie gerne wären wir alle dabei gewesen!

Auf der Weihnachtsfeier 1936 gab es für uns eine große Überraschung: ... „der Führer des Betriebes stellt euch — in Würdigung der bisherigen treuen Modellbauarbeit — die Mittel zum Bau einer eigenen Maschine zur Verfügung!“ Fast wären wir vor Freude auf die Lische gesprungen! Wir dankten mit einem dreifachen „Zicke-Zacke-Hoi!“

Nach den Festtagen erschien ein neuer Mann auf der Bildfläche. Er trug das C-Pilotenabzeichen — also Fliegen konnte er sicherlich prima! Den Bau von „Jöglingen“ hatte er sich an den Hacken abgelaufen, und jede „Formalität“ beherrschte er aus dem Effeff! Das war alles ungeheuer wichtig! Ein

Modellstart ist nicht ganz ungefährlich! Für das Fliegen aber gilt das Schillerwort: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Fliegen ist eine „tolle Sache“ und — es fordert den ganzen Kerl!

Die erste Frage des besagten Mannes nach dem „Wo?“ wurde mit „ist nicht vorhanden“ beantwortet. Als er sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen ließ, sondern meinte, daß die Jungen die Hauptsache seien — da wurde er unser Mann, Werkstattleiter ohne Werkstatt.

Jetzt stand wieder die entscheidende Frage vor uns auf: Modell- oder Flugzeugbau, fliegen oder fliegen lassen? Jungen unseres Schlages kannten nur eine Antwort: beides! Der alte Praktiker schüttelte die Mähne und zweifelte, wir pochten auf unsere bisherigen Leistungen.

Unsere Begeisterung war zu tief verwurzelt, als daß wir so Hals über Kopf einen Strich unter all die schönen Modelle mit den lieben Namen wie „Baby“, „Strolch“, „Kondor“ und „Ente“ setzen konnten! Aber unser Mann griff die Sache energisch an — und nach einigem Hin und Her trennte sich die Modellbauerschaft von den Segelfliegern. Die Erledigung der Formalitäten überließen wir unserem Bauleiter.

Eines Tages rollten die Baustoffe an: tadellose Bohlen aus bestem Kiefernholz, Sperrholzplatten, Stahlbleche, Rollen, Drahtseile, Schrauben, Bespannstoffe, alles Dinge, die zum Bau eines Flugzeuges notwendig waren.

Nun konnte die Arbeit beginnen. Die Jungen teilten sich nach Baugruppen auf. Die eine Abteilung baute die Rippen für die Tragfläche, die andere Rippen für Seiten-, Quer- und Höhenruder, eine dritte Gruppe knöpfte sich Spannturm und Gitterschwanz vor.

Alle Jungen mußten vom Maschinenschlosser zum Holzwerker umlernen. Größte Sorgfalt erforderte der Bau der Rippen für die Schwingen und für die Ruder. Schon beim Aufzeichnen des Rippenprofils auf die Bohle der Klossschablone mußte der Flugschüler auf jedes Maß und den kleinsten Punkt der Zeichnung achten, weil vom Profil die Flugeigenschaften der Maschine abhängen. Winkelig und peinlich genau der Rippengestalt folgend, wurde ein Kloss nach dem anderen auf die Bohle geleimt und verschraubt. Dann legten unsere Jungen die inzwischen auf Maß geschnittenen Leisten hinein. Scharf überwachte sie dabei der Blick des Werkstattleiters: an keiner Stelle durfte sich ein Ast oder Windriss zeigen, jede Leiste sollte geraden Faserverlauf aufweisen.

Unsere Schablone nahm jeweils zwei Rippen auf. „Aufpassen beim Zusammenleimen! Nicht zu wenig Leim angeben, aber auch nicht verschwenderisch sein, sonst quillt beim Pressen zuviel Leim heraus und verbindet, ganz gegen unsere Absicht, die Rippen untereinander. Nun die Sperrholzdecken aufsetzen — aber achtet wieder auf den Faserverlauf!“

So wurde Abend für Abend geschafft. Bald lagen die ersten Rippen fertig in der Schablone. „Nun vorsichtig mit beiden Händen die Rippen an den Gurten greifen, jetzt mit den Daumen gegen die Klöße drücken und gleichmäßig Zentimeter für Zentimeter auf der ganzen Länge anheben, ohne daß Sperrholzdecken, Stege oder die Diagonalen verkanten und die Verbindungen von Ober- und Untergurt abreißen (Abb. 1)!“

Bei dem glühenden Arbeitseifer unserer Jungen waren dreißig Rippen bald fertig. Der angehende Flieger benötigte jetzt die Hobelbank. Er spannte ein passendes, kurzes Bohlenstück ein, schob eine Rippe nach der anderen drauf und bearbeitete mit Hobel, „Schinder“, Raspel und Glaspapier die

noch ungleichmäßigen einzelnen Rippen, bis alle genaues Profil hatten.

Nach monatelanger Kleinarbeit ging es an den Zusammenbau des Tragflügels. Für seine Länge passend, wurden Böcke aufgestellt und ausgerichtet, die Holme darübergelegt, auf die Holme die Rippen geschoben, Holme und Böcke gegen Verschieben gesichert und schließlich die Rippen auf Maß gesetzt und verleimt.

Nun folgte die schwierigste Arbeit an der Tragfläche: das Ausrichten und Einziehen der Diagonalen, die dem Flügel im Verein mit der Sperrholznase die Festigkeit geben. Um beim Aufziehen der Sperrholznase eine gleichmäßige Leimfläche zu erhalten, leimten die Jungen auf die Ober- und Unterseite des Vorderholmes, zwischen die Rippen, Luftfülleisten, die etwas dicker waren als die Rippengurte, und hobelten sie nachher bei.

Inzwischen hatten andere Kameraden die Beschlagteile angefertigt, die sie in den Flächenrohbau einfügten. Slinke Hände zogen um die Rollen die Steuerkabel für die Querruder (Abb. 4) und spleißten die Spannschlösser ein.

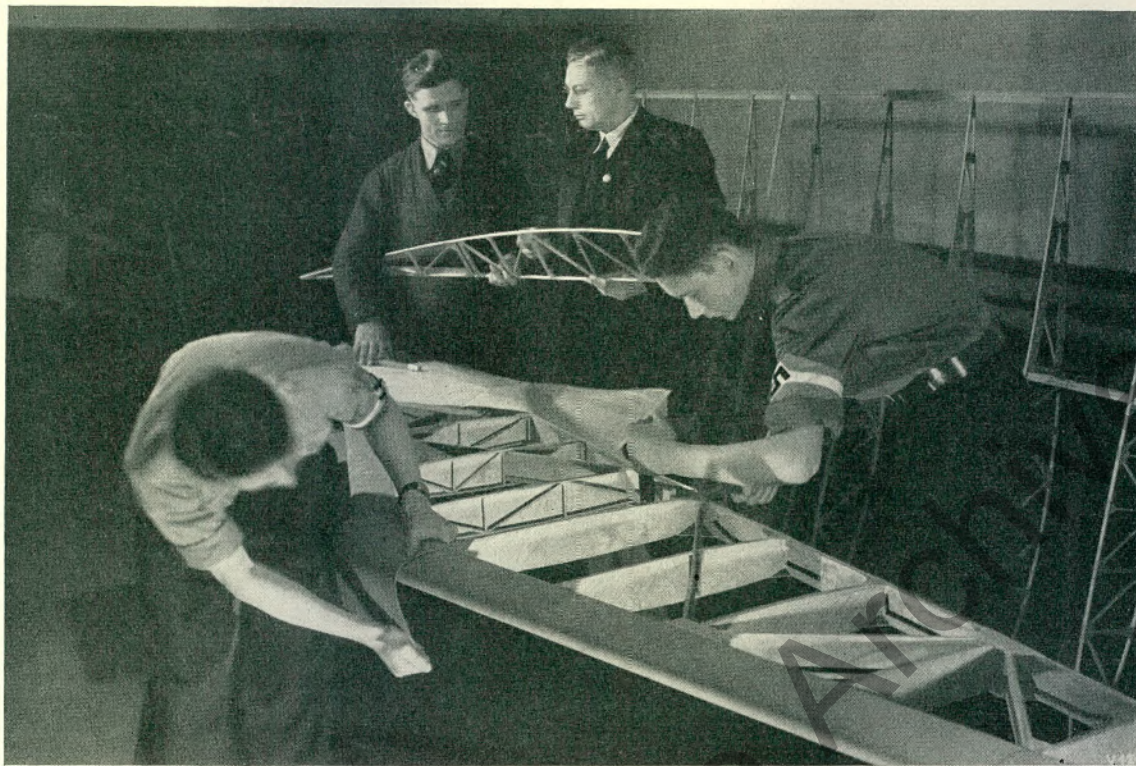
Je mehr die Arbeit der Vollendung entgegenreift, desto arbeitswütiger wurde unsere Gruppe. „Samstag nacht arbeiten wir durch, bis die Maschine im Rohbau fertig steht!“ Und sie stand zur vereinbarten Zeit mit angeschlossenen Steuerseilen. Die Rohbauabnahme erfolgte durch den Bauprüfer; es ging auf Viegen und Brechen — aber unser „Roh“zögling hielt allen Proben stand mit jeder Verstrebung.

Nachdem wir anschließend noch die Fläche und die Steuerorgane mit Stoff bespannt und die ganze Maschine mit einem wetter- und wasserfesten Überzug versehen hatten, besuchte uns der Bauprüfer noch einmal, lobte unsere saubere Arbeit und bescheinigte, daß unser erstes Flugzeug die Abschlußprüfung summa cum laude bestanden hatte.

Sechs Monate nach dem Eintreffen der Baustoffe stand unser Flugzeug in den Vorkenbergen einsatzbereit. Mit Lauffeierlichkeiten hielten wir uns nicht lange auf, wir wollten nur das Kommando hören: Ausziehen, laufen, los! Das war wirklich der feierlichste Augenblick in unserem Fliegerleben: Der Fluglehrer bestieg als erster die Kiste, ließ sich anschnallen, rückte den Sturzhelm zurecht, ergriff den Steuerknüppel und brüllte das Kommando: „Los!“ Uns schlug das Herz zum Halbe hinaus, als der Wind zum ersten Male durch die Spanndrähte unserer eigenen Kiste pff.

Und dann flogen alle der Reihe nach: Willi, der die Hauptarbeit an der Tragfläche geleistet hatte, Walter, der meisterhafte Gestalter des Führersitzes, Kurt, der Streckdachs, Fritz, der beim Spleißen der Steuerseile immer eine Kadele über hatte, Robert, der Unermüdliche, und wie sie alle heißen. Zum Schluß kamen auch unsere Häschen dran, erst lernten sie mal, mit dem Steuerknüppel die Maschine im Wind halten, dann fing's mit einem Rutscherchen an.

Die Seiten des Bordbuches unserer Maschine füll-



Die Höhenflosse erhält eine Sperrholznase.

Lichtbilder (4): Werkarchiv.

ten sich; es wurde ja auch kein Sonntag überschlagen, an dem der Wettergott nur einigermaßen ein Einsehen hatte. 1150 Starts in der Zeit vom 1. Januar bis 15. August 1939 hatte unsere gute alte Maschine aufs neue geleistet, hundert Pilotenprüfungen standen in unserer Gruppe zu Buch, da störte England den Frieden.

Eine wilde Sehnsucht flammte in unseren Herzen, als unsere junge Luftwaffe die Feuertaupe erhielt. Die Wehrpflichtigen hielt nichts mehr. Und ihr größtes Verlangen wurde ihnen erfüllt: Willi, Kurt, Robert, sie wurden eingereiht in das fliegende Personal. Sie meistern jetzt die blitzschnelle Me 109, sie fliegen die gewaltigen Kampfmaschinen und sie hören die Motoren singen: „Ran an den Feind!“ Industriejugend fliegt — das Schwert am Himmel!



Vorsichtig, mit besonderem Daumendruck wird die Rippe aus der Klotzschablone geholt.

Flugzeugbau im Taktverfahren.

Die Herstellung moderner Kampfmaschinen im beschleunigten Serienbau.

Der Zeiger der Taktuhr steht kurz vor zwölf. Durch die große Montagehalle vibriert der Rhythmus der Arbeit; der weite Raum ist erfüllt von dem Summen der Maschinen und dem klingenden Scheppern von Niethämmern. Plötzlich wird diese monotone Geräuschkulisse emsiger Arbeit durchdrungen von den hellen Klängen eines Fanfarensignals. Sobald es verklungen ist, scheint die Halle in einer plötzlichen Stille erstarrt zu sein. Die Arbeiter haben ihre Tätigkeit unterbrochen; sie klettern von ihren Montagegerüsten herunter, kriechen aus den Rümpfen der Flugzeuge hervor, schieben rasch die Arbeitsbühnen und Tritte beiseite, legen Kabel und Preßluftschläuche zur Seite und sammeln sich nach und nach auf dem freien Gang, der die lange Reihe der einzelnen Arbeitsstätten an den halbfertigen Flugzeugen durch die ganze Halle hin begleitet. Wieder ertönt die sich in dem weiten Raum fast überschlagende Fanfare. Das weite Tor am Ende der Halle öffnet sich langsam, von unsichtbaren Kräften bewegt, und unter den Anfangstakten eines schmetternden Marsches erhebt sich majestätisch, von einem Kran gehoben, ein fertiges Flugzeug. Die Blicke aller Arbeiter folgen der Maschine bei ihrem ersten, noch unselbständigen Flug, der sie vor die Halle auf das asphaltierte Rollfeld führt. Während sich das Tor langsam wieder schließt, erklingt von neuem der Marsch aus den Lautsprechern hoch oben auf den Krangerüsten, und im Takt seiner Klänge bewegt sich plötzlich die lange Reihe der nebeneinanderstehenden, halbfertigen Flugzeuge langsam vorwärts, so daß die Maschinen von einem Arbeitsplatz zum anderen vorrücken.

Während noch der letzte Akkord der Musik in den fernen Ecken der Halle ausklingt, nehmen die Arbeiter schon wieder ihre Werkzeuge zur Hand. Das Scheppern der Hämmer, das Summen der Maschinen, all die vielfältigen Geräusche der Arbeit vereinigen sich wieder zu dem monotonen Gebrause, das von dem Schaffen vieler Hände zeugt.

Was wir hier unter den Klängen der Marschmusik in der großen Montagehalle gerade erlebten, war ein „Takt“ in dem steten Rhythmus der Serienherstellung einer Flugzeugfabrik. Es ist ein Verfahren, dem dasselbe Prinzip wie die Produktion am laufenden Bande zugrunde liegt; die Firma Junkers hat es zum ersten Male für den Serienbau von großen Flugzeugen nach besonderer Art entwickelt.

Aus den verschiedensten Werken der deutschen Industrie und der Junkers-Werke, von zahlreichen Orten im Reiche treffen hier in der Endmontagehalle die einzelnen Teile zusammen, aus denen das fertige Flugzeug zusammengefügt wird. Auf Eisenbahn und Lastkraftwagen rollen die Zellen des Baumusters heran: der Rumpf und das Tragwerk, die Flügel, das Leitwerk, die Motoren und die Luftschraube, die alle in verschiedenen Werken, zum Teil auch im Taktverfahren, gefertigt worden sind, ebenso wie die einzelnen Teile des komplizierten inneren Organismus, die Apparaturen und Leitungen zur Überwachung des Motors, zur Bedienung des Leitwerkes, des einschwenkbaren Fahrwerkes, der Waffen, der Bombenabwurfvorrichtungen, die feinmechanischen Instrumente für die Navigation, die Blindflugganlage und die Zieleinrichtung. Alle diese Einzelteile, zum Teil schon in der Vorfertigung den Zellen eingefügt, sammeln sich so zu der Endmontage.

Am Anfang der großen Halle steht der Rumpf des gerade im Serienbau befindlichen Baumusters, der „Ju 88“, und wartet darauf, in den „Takt“ eingegliedert zu werden, das heißt, in die einzelnen Phasen eines genau vorgeschriebenen Arbeitsganges aufgenommen zu werden; in diesem Laufe werden nach und nach die Tragflächen an den Rumpf gefügt, die Motoren und die verstellbare Luftschraube eingesetzt, die Ar-

maturen im Führerstand an die unzähligen elektrischen, hydro-mechanischen und mechanischen Leitungen angeschlossen, kurz, die Flugzeuge zu einem fertigen Ganzen zusammengefügt. Jeder einzelne Arbeitsabschnitt hat seinen ganz bestimmten Platz und seine auf die Minute festgesetzte Zeit: das ist der „Takt“. Die Zeiger der „Taktuhr“, einer besonders konstruierten Uhr, geben genau die Zeit an, wann die Arbeiten der einzelnen „Takte“ erledigt sein müssen. ertönt das Fanfarensignal, dann hat jeder Arbeiter die Maschine, an der er gerade arbeitet, zu verlassen. Das zweite Signal kündigt dann den eigentlichen „Takt“ an: Die Maschine rückt von einem Arbeitsplatz zum andern vor, es wurde „getaktet“. Und sofort nehmen die Arbeiter an der neuen Maschine die ihnen zugewiesenen Arbeiten auf. Geschult und geübt in immer denselben Handgriffen und Verrichtungen, vermögen sie in kürzester — der ihnen vorgeschriebenen — Zeit, die ihnen obliegenden Montagen auszuführen.

Reibungslos geht die Endmontage voran. Die Anschlüsse aller Teile, mag es sich nun um das Ansetzen der Tragflächen oder des Leitwerks an die Rumpfszellen handeln oder um das Aneinanderfügen der vielen Leitungen — alles ist bis auf den Bruchteil von Millimetern genau vorgearbeitet, so daß immer nur wenige Handgriffe nötig sind, verhältnismäßig leicht und mühebelos die einzelnen Teile aneinanderzufügen. Damit aber jedes Versäumnis und jede Ungenauigkeit, die immer einmal unterlaufen können, sogleich behoben werden können, sind zwischen die einzelnen Takte (etwa alle drei bis vier Takte) Kontrollen eingeschaltet, in denen nur die bis dahin geleistete Arbeit in den vorhergehenden Takten genau überprüft und nötigenfalls sofort Abhilfe geschaffen wird. So ist es möglich, daß zum Schlusse der Endmontage eine flugfertige Maschine der Einfliegerei übergeben werden kann. Diese kann sie dann wiederum nach wenigen Kontrollflügen an die Abnahmeleitung weiterlaufen lassen, die sie ihrerseits als einsatzfähige Maschine an die Luftwaffe liefert.

Der Sinn dieser Serienfertigung im Taktverfahren ist, daß ein bestimmtes, erprobtes und im höchsten Grade kampffähiges Flugzeugbaumuster von zahlreichen Flugzeugwerften in genau festliegenden Zeiten in ebenso genau festgesetzter Zahl herausgebracht werden kann. Es erlaubt, die Fertigstellung in jeder gewünschten Weise zu erhöhen; der Rhythmus der einzelnen Takte braucht — durch Vermehrung der Schichten oder Vergrößerung der Zahl der Arbeitskräfte an den einzelnen Arbeitsvorgängen — nur beschleunigt zu werden, damit die Flugzeuge in noch kürzerer Frist in der Endmontage fertiggestellt werden. Dieser Beschleunigung muß natürlich das Arbeitstempo der anderen Werke, der Rumpf-, Tragflächen-, Leitwerk- und Zerspanungswerke, angepaßt werden. Aber da sie alle im großen Rahmen eines Unternehmens, in ihrer Planung und Bewirtschaftung, schon aufeinander abgestimmt sind, ist das Tempo der gesamten Produktion leicht einheitlich zu regeln.

Im wahrsten Sinne des Wortes: mit der Präzision eines Uhrwerkes erblicken so täglich und stündlich neue kampffähige Flugzeuge das Licht der Welt. Nicht die Industrie bestimmt also nach ihrer Leistungsfähigkeit die Produktion, sondern sie hat sich so eingerichtet, daß sie nach dem Bedarf der Front, nach den Wünschen der Luftwaffe die notwendige Zahl von leistungsfähigen Kampfflugzeugen liefern kann. Das ist eine Leistung, für die den Konstrukteuren und Arbeitern, den Organisatoren, Betriebsingenieuren und allen Mitschaffenden in der deutschen Industrie nicht weniger Anerkennung gebührt als den Fliegern an der Front.

(Aus der Frankfurter Zeitung.)

Flak schützt ein Industrie- werk.

Ein Bildbericht

von

Dr. Wolf Strache.

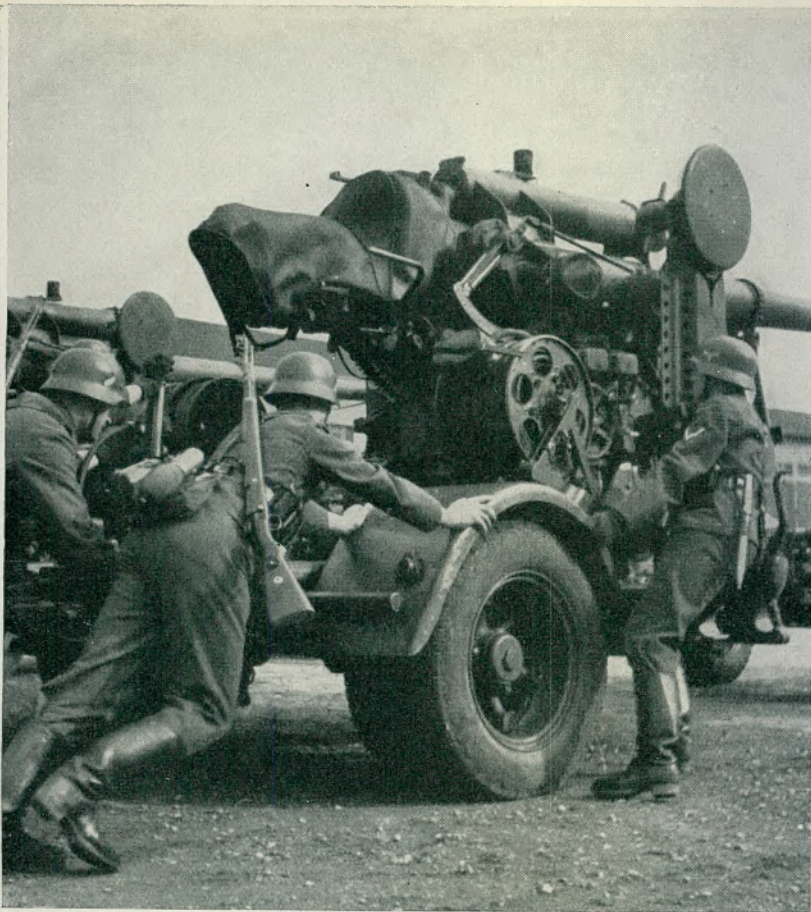


Der Richtschütze.

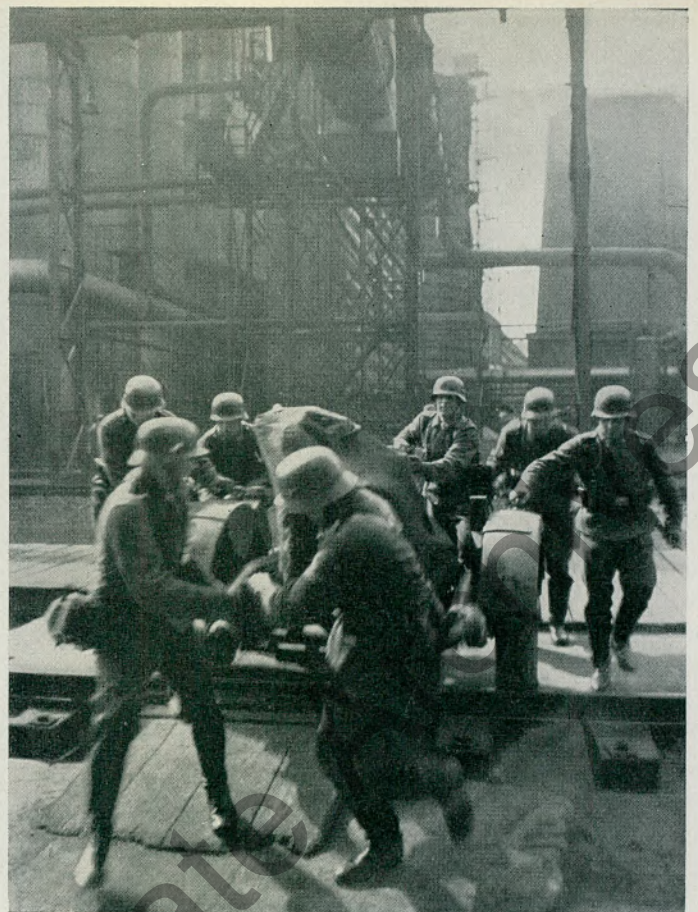
Die Entwicklung der Luftwaffe, sowohl in Deutschland wie in den Ländern seiner Gegner, rückte schon vor Beginn des gegenwärtigen Krieges Städte und Industriewerke, die weit hinter den eigentlichen Fronten lagen, in den Bereich möglicher Angriffe aus der Luft. Der Verlauf der Kampfhandlungen seit 1939 hat daher die Existenzberechtigung und den Wert einer speziellen Waffe zur Abwehr von Luftangriffen nur bestätigt: die „Flak“ gehört heute so selbstverständlich zum Gesamtbild der Wehrmacht wie jede andere ältere Waffe auch. Sie hat den aktiven Luftschuß für die Heimat übernommen, sie ist Waffenträgerin für all die Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen geworden, die an Schraubstöcken und Maschinen das Rüstzeug für die Front auf der Erde, in der Luft und zur See liefern.

Es gehört zum Sinn und Wesen der Flak, daß sie im Gegensatz zu anderen Waffenarten ihre Schlagkraft gewissermaßen ungesehen und namenlos beweisen muß. Sie tritt nur in Tätigkeit, wenn tatsächlich feindliche Flugzeuge in ihren Feuerbereich kommen, sie arbeitet meist bei Nacht, sie steht versteckt

in Erdstellungen und auf Dächern, sie schießt unter allerschwersten artilleristischen Bedingungen und sie kann, dem Charakter ihres Abwehrkampfes entsprechend, nur gelegentlich sichtbare „Abschüsse“ erzielen, die dann den braven Geschützmannschaften der betreffenden Batterie die ersehnten Ringe um die Geschützrohre einbringen, die das einzige Kennzeichen des schwer errungenen Sieges sind. Ein höherer Flakkommandeur hat die Schwierigkeit der Tätigkeit der Flak einmal wunderbar gekennzeichnet: ein hochfliegendes feindliches Flugzeug am weiten Nachthimmel zu finden und abzuschießen, das ist etwa ebenso schwer wie in einer riesigen dunklen Sporthalle mit einer Taschenlampe einen Spatz zu entdecken und mit der Pistole herunterzuholen. Die Hauptaufgabe der Flak ist daher tatsächlich, gezielte und planmäßige feindliche Angriffe auf lebenswichtige Versorgungsanlagen des Reiches zu verhindern — ein gelungener nächtlicher Abschuß dagegen ist gewissermaßen eine Draufgabe, die durch glückliche Zusammenwirkung aller Umstände und höchstes artilleristisches Können der Männer von der Flak erreicht wurde. Wie phan-



Eine Batterie der FlaK rückt aus der Kaserne.



Im Werk werden die Geschütze auf der Lafette über die Gleisanlagen gebracht.

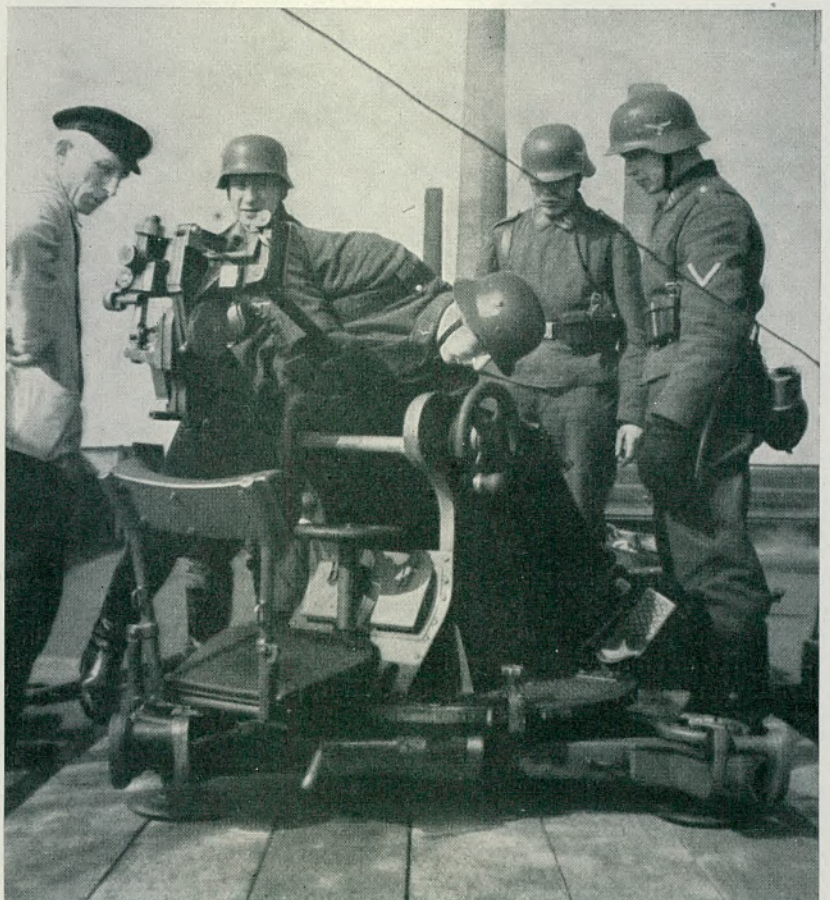
tastisch diese FlaKkanoniere zu schießen vermögen, das haben sie immer dann, wenn sie in den Erdkampf eingriffen, bewiesen. Sowohl in Frankreich wie vor allem zuletzt in Afrika haben kleine FlaKgruppen durch die Präzision ihrer Zielgeräte und ihrer Geschütze unwahrscheinliche Erfolge errungen. Allein in der Schlacht bei Sollum schoß eine FlaKgruppe achtzig feindliche Panzer ab.

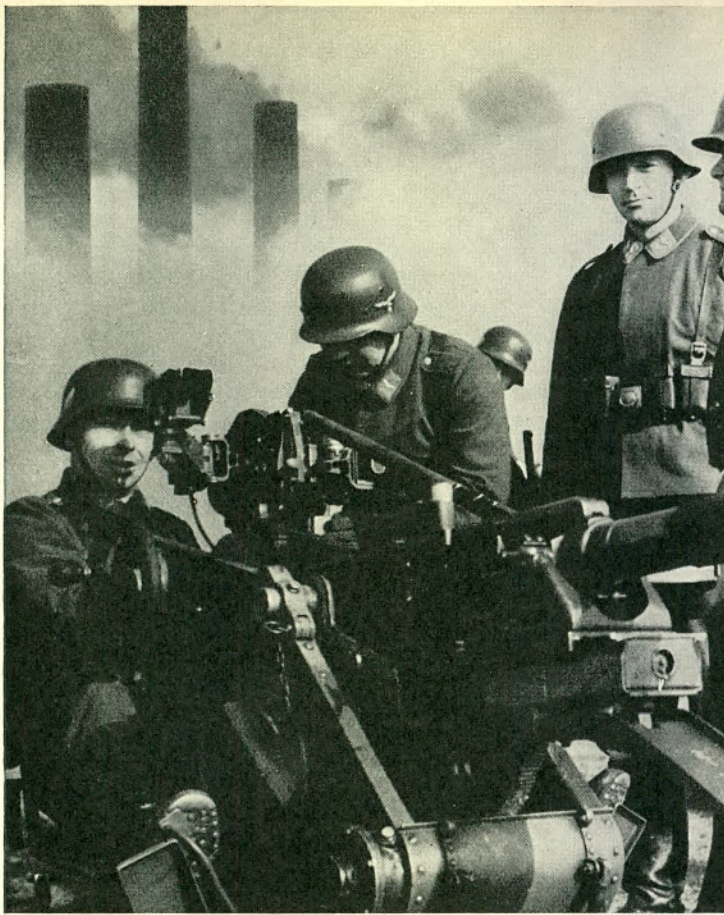
Der aktive Schuß unserer heimatischen Industriewerke durch die FlaK beginnt schon viele hundert Kilometer westlich,

an der Kanalküste und auf den Inseln, wo ein erster Feuergürtel den Raum der Heimat schützt und den anfliegenden Gegner warm empfängt. Ein zweiter eiserner Vorhang war zum Beispiel vor Beginn der Frankreichoffensive längs des deutschen Westwalls gelegt, wo in tief gestaffelten Stellungen eine breite Feuerzone errichtet war, die jeden gegnerischen Angriff im Keime zu ersticken vermochte. Daher sind schon damals immer nur vereinzelt Angriffe mit schwächeren Kräften gelungen. Als nächster Schützring sind um große Städte

Arbeiter und Soldaten nehmen gemeinsam ein leichtes FlaKgeschütz auseinander und winden es nach oben.

Oben auf dem Dach wird das Geschütz in wenigen Minuten wieder zusammengebaut und feuerfertig gemacht.





Leichte FlaK steht auf dem Dach eines Industriewerkes feuerbereit.



Der Geschützführer der leichten FlaK und der Mann mit dem Zielgerät auf Wacht.

und Industrieanlagen die Stellungen der schweren FlaK gezogen, die längst zum festen Bestandteil der Vorkfelder unserer Städte geworden sind. Hier haufen die Soldaten unserer FlaK, nahe ihren heimatlichen Städten und doch eifern im Dienst, in kleinen liebevoll ausgeschmückten Baracken, die unmittelbar bei den Geschützen liegen und wo sie Tag und Nacht alarmbereit den Gegner erwarten. Dieser Dienst an der Front und doch hinter den Fronten, oft ein wochenlanges, vielleicht monatelanges vergebliches Warten, dann ein viel-

leicht nur minutenlanges, vielleicht auch mehrstündiges schärfstes Anspannen aller Kräfte und Sinne, ist gewiß schwerer und härter als mancher von Begeisterung getragene Vormarsch anderer Truppen, die den Gegner aufsuchen, anpacken und niederwerfen können.

Als sinnvolle Ergänzung der schweren Batterien stehen im Gelände und auf den Dächern der Werke und Stadthäuser die leichten 2-Zentimeter- und 3,7-Zentimeter-Geschütze, die den tieffliegenden Angreifer empfangen und vernichten. Auch

Das Zeichen zum Feuern der schweren FlaK wird mit einem Klingelsignal vom Kommandogerät aus gegeben.

Schwere FlaK beim Feuern.



diese Männer, die vielleicht jede Stunde des Tages auf ihr heimatliches Haus hinunterblicken und doch den engen Raum ihrer Pflicht nicht verlassen dürfen, haben einen schweren und entsetzungsvollen Dienst. Immer und immer wieder haben sie die Bedienung ihres kleinen und wendigen Geschützes geübt, manche Nacht verbringen sie in anstrengender Übungszusammenarbeit mit Scheinwerfern und Hörgeräten, und Nacht für Nacht müssen sie auf dem Posten sein, um von der ersten Alarmmeldung an, die das Nahen feindlicher Flugzeuge von fernher ankündigt, am Geschütz oder am Zielgerät zu stehen und über Arbeit und Arbeiter der Heimat zu wachen. Wenn dann der Gegner da ist und die Bevölkerung in die Luftschußkeller geht, stehen diese Kanoniere hoch über der Stadt und den Werkanlagen und jagen den feindlichen Maschinen die schnellen Feuerstöße ihrer kleinen Geschütze entgegen. Die roten Spiegel der Luftwaffe zu tragen, heißt Nerven haben, Ausdauer haben und immer auf dem Posten sein. Nur die äußerste Wachsamkeit aller Flak-Einheiten und die hervorragende Ausbildung konnte unsere Flak eine so große Zahl von Abschüssen erzielen lassen, wie bisher allein für sie gezählt worden sind.

Es ist selbstverständlich, daß die Arbeiter eines Industriewerkes mit „ihren“ Flak-Soldaten längst gute Freundschaft geschlossen haben. Als seinerzeit die leichten Geschütze auf die Kokerei oder das Hochhaus des Betriebes geschafft wurden, halfen Arbeiter und Werkmeister mit, stellten die Winde bereit und bauten den Flaschenzug, zimmerten die Bohlen für die Plattform auf dem Dach und vergrößerten vielleicht den Ausstieg von der Feuertruppe aus, um den Soldaten und ihrem Geschütz zu einer ordentlichen Stellung zu verhelfen. Nun essen die Kanoniere schon längst mit in der Werkkantine oder holen sich dort doch täglich ihre Essensrationen ab. Luftalarne und abgewehrte

Angriffe haben sie viele Male gemeinsam erlebt, und jeder Angehörige des Werkes, der einmal bei Nachtschicht die Geschütze über sich bellen hörte, weiß genau: das ist die 3,7 auf Zeche „Barbara“, das ist die kleine auf dem Bürogebäude, und das ist die schwere, die draußen an den Halden steht! Manchmal,

wenn auch selten im Jahr, kommt Unruhe in die Flak-Abteilungen. Dann rollen die schweren Bkw's der schweren und die Wagen der leichten Flak heran, die Flak zeigt, daß sie eine motorisierte Waffe ist, ein paar Batterien wechseln ihre Stellungen, der Hauptmann und seine Männer verabschieden sich vom Werk, neue Mannschaften kommen mit neuen Geschützen, jetzt sind es vielleicht Beuteflak aus einem der letzten gewonnenen Feldzüge, und die alten Hasen unter den Werkarbeitern, die jeden Schuß und jeden Knall zu unterscheiden vermochten, müssen wieder einmal umlernen und sind stolz darauf, wenn sie von neuem Bescheid wissen.

Vielleicht kommen die Männer, die bisher das Werk beschützten, an die Front. Die schweren Zugmaschinen mit ihren gewaltigen Raupenrollen viele Stunden über Landstraßen und Autobahnen, hinter ihnen her die mächtigen 8,8-Zentimeter-Geschütze auf ihren Lafetten, und mit im Verband marschieren die leichten Flakgeschütze, die schneller und beweglicher sind und beim Vormarsch in Feindesland oft die Spitze nehmen müssen, um gegen Panzer und Flieger die marschierende Truppe zu sichern. Die Kanoniere, die viele Monate, vielleicht seit Beginn des Krieges in zermür-

bender Wachsamkeit die Heimat beschützt haben, kommen endlich zum aktiven Einsatz, aber ihre Kameraden, die nun von neuem die Wache bezogen, werden wie sie in Wachsamkeit und Feuerbereitschaft verharren, bis der letzte Gegner abgewehrt und niedergedrungen ist und kein Feind mehr die Arbeit unserer Werke und Maschinen zu stören und zu vernichten vermag.



Alle Lichtbilder: Dr. Wolf Strache.

Flak schießt bei Nacht.

Bildung der charakteristischen „Feuertüte“.

Bücher, die neben den Gewehren liegen.

Von
Kriegsberichtler Werner Siegel (P.K.).

Auf gifttumbrendeten Vorpostenbooten, auf einsamen Feldwachen der Infanterie und der Flak, in Feldfliegerhorsten — kurz überall dort, wo Soldaten an der Kanalküste, fernab von Theater, Kino usw. auf Wache stehen, warfen wir die Frage auf, die uns auf der Seele brannte: „Welche Bücher liest der Soldat?“

Und es wurde uns zum wahrhaft beglückenden Erlebnis, daß gerade hier in der Einsamkeit und Stadtferne die Gespräche über den stillen und treuen Gefährten Buch leichter und offener geführt wurden als sonst wohl; so daß uns diese „Kanalfahrt nach dem Buch“ noch fruchtbarer für die Beantwortung unserer Frage wurde als die Zeit, die wir hinter dem Ladentisch einer großen Frontbuchhandlung im nördlichen Frankreich verbracht hatten.

Die Kreise, mit denen am Kanal die Zwiesprache über Bücher gehalten wurde, waren jeweils aus den einzelnen Truppenteilen wahllos zusammengestellt — auf alle Fälle war ihre Zusammensetzung nie so, daß auch nur der geringste Schimmer von Sachsimpelei auftauchen konnte. Was aber bei allen Truppenteilen gleich war, das war das schöne und fast möchte man sagen: im besten Sinne des Wortes ergreifende Erlebnis, zu sehen und zu spüren, mit welcher drängenden lebhaften Bereitwilligkeit alle auf die Büchergespräche eingingen. Das heißt nun nicht, daß in wohlgefügten Worten Kritik oder Lob über dies oder jenes Buch besprochen wurde — im Gegenteil: wenn auf die begeisterte Feststellung: „Das Buch ist schön!“ von uns aus die Frage erfolgte: „Warum?“, so trat meist eine gewisse Befangenheit ein. Wobei es wohl nicht verkehrt ist, anzunehmen, daß diese Befangenheit ihren Grund in einer Ehrfurcht vor einer schönen Sache hat, in dem Willen, das Buch als ganzes Erlebnis zu sehen und zu behalten.

Im übrigen: hundert und aber hundert Antworten. Und doch ließ sich bei Sichtung der Notizen ohne große Mühe viel Gemeinsames entdecken, fast so etwas wie eine große Linie, trotz der Verschiedenheit der Truppenteile und Landsmannschaften.

Der Stoßtruppführer mit dem E.K., den wir in einem Kanalhafen trafen, wo er, wie er meinte, „auf Arbeit warte“, sprach so gut wie im Namen aller Kameraden, wenn er von sich sagte: „Meine Frau hat strikte Anweisung, mir alle Neuerscheinungen über Polenfeldzug und Frankreichkrieg nach und nach zu schicken. Ich habe Polen und Frankreich mitgemacht, und der kleine Teil, den ich davon erlebt habe, ist mir unvergesslich. Aber ich möchte wissen, wie das Ganze ausfiel; mein Stoß-



Lichtbild: Thiede.

trupp war ein winziger Teil — wie stand er im Ganzen drin? Übrigens habe ich gestern ein Buch geschickt bekommen, Erlebnis aus dem Weltkrieg allerdings, und auch nichts Strategisches: aber es ist ein wunderbares Buch, das man lesen kann, auch wenn man die Bilder von den fallenden Kameraden nicht vergessen hat.“ Er holte das Buch — es war Erhard Wittke: „Männer“.

Ein schönes Urteil über das Buch von Wittke: „Man kann es lesen, auch wenn . . .“! Dieser kleine Satz enthält geradezu den Prüfstein, an dem die Soldaten ihre Bücher erkennen. Die Bücher müssen im tiefsten Sinne wahr sein — vollends dann, wenn sie von Tod und Krieg reden wollen. Ein kleines bezeichnendes Beispiel dafür noch von den Vorpostenbooten: man ist dort derart bücherhungrig, daß oft ein Buch, von der Besatzung des einen Bootes ausgelesen, auf hoher See mit dem Wurfbeutel auf ein Nachbarboot geschleudert wird . . .

Die Weltkriegsbücher werden, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, unter kritischen Gesichtspunkten gelesen — und zwar übereinstimmend viel und gern: man vergleicht für sich die Kampfweise von damals und heute, die Waffenwirkung, will nicht zuletzt sich und seine Haltung sehr ernst überprüfen im Angesicht der Weltkriegsgeschehnisse.

Und die Weltkriegsbücher, die am meisten genannt werden? Zöberlein wegen der Wirklichkeitsstreue des Erzählten;

„Gruppe Bofemüller“ von Beumelburg wegen der Lauterkeit und der nichts beschönigenden Grundhaltung, aus der ein sauberes, durch und durch echtes Heldentum erwächst; Euringer, vor allem mit „Fliegerschule 4“, wegen des tiefen Verständnisses für das wesentlich Soldatische im Kriege, weil er um die Unfechtungen des Krieges weiß und sie unpathe-tisch überwindet; „Der Wanderer zwischen zwei Wel-ten“ von Fley wegen seiner inneren Klarheit und unbedingten Reinheit, von der alle spüren, daß sie nicht von ungefähr zu-fiel, sondern erkämpft werden mußte.

Bücher, die neben dem Schwert liegen können . . . — man braucht über den soldatisch-kämpferischen Geist gar nicht viel Worte zu machen, wenn wir sagen können, daß neben den Büchern vom Weltkrieg und von den letztvergangenen Kämp-fen Berichte vom Spanienkrieg, von den Freikorpskämpfen, die Bücher von Dwinger, Schilderungen von Grenzland-kämpfen das ungeteilte und einmütige Interesse der Wehr-macht finden. Daneben solche Bücher, die in der Form einer lebendigen Geschichtsschreibung oder der politischen Reportage die Vorgeschichte der Kriege, die Gründe von Niedergang und Aufstieg, das Wachsen der Entscheidungen, Größe oder Untergang von Männern, die Geschichte machen, klar vor den Blick stellen. So findet man „Mein Kampf“, „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei“, so schreißt einer plötzlich aus seinem Grübeln hoch und fragt: „Kennen Sie ‚Dlkrrieg‘ von Zischka — das ist spannender als der tollste Roman!“ So werden in der Frontbuchhandlung „Caesar“ und „Cromwell“ von Jelusich, Colin Ross: „Das neue Asien“, Englandbro-schüren und Kolonialliteratur verlangt.

Das ist die eine Seite — diese Bücher, die aufs engste unmittelbar mit dem soldatischen Leben verbunden sind. Was aber verlangt und erwartet der Soldat im bunten Garten der sogenannten schönen Literatur, der Unterhal-tungslektüre?

Mit Zweifeln darüber — offen sei es zugestanden —, ob wir nicht auf diesem Gebiet eine beziehungslose Wildnis von Wünschen und Vorlieben anträfen, hatten wir uns auf den Weg gemacht. Aber so ganz zufällig und persönlich aus Ge-schmack und Neigung zusammengewürfelt war das dann doch nicht, was wir zu hören bekamen. Wenn man etwa der Vor-liebe für Ganghofer, der überall treue Anhänger hat, auf den Grund geht, so findet man folgende Antworten: „Die Bergwelt ist so schön beschrieben.“ (Antwort eines ostpreu-ßischen Straßenbahnschaffners.) „Was bei Ganghofer pas-siert, ist nicht so ausgefallen, sondern möglich und verständlich“ (ein Schlosser aus dem Rheinland). „Es sind Männer, und keine Waschlapfen, von denen erzählt wird“ (ein Strecken-arbeiter aus Oberschlesien). „Es sind Menschen wie wir, die arbeiten und einen Sinn in ihrer Arbeit finden — bei manchen anderen Romanen kommt man oft gar nicht zum Lesen vor lauter Überlegen, woher die Leute bloß das Geld für ihre Narreteien haben“ (ein Bauer aus Pommern).

Dies sind gewiß keine Urteile von Literatursachverständigen. Aber eins geht klipp und klar aus ihnen hervor: die Bücher, die vom Soldaten wirklich ernst genommen sein wollen, dürfen nicht abstrakt, theoretisierend, erdentsfernt sein — er will auch zur Ablenkung keinen blauen Dunst vorgemacht haben, sondern verlangt von seinen Dichtern und Schriftstellern eine, wenn man so sagen darf, bodenständige Werkfreue.

Neben Ganghofer tritt so Rosegger mit der wahrhaft dichterischen Einfachheit seiner Figuren und Schicksale, Luis Trenker, vor allem mit „Sperrfort Rocca Alta“, wo zu den sonstigen Vorzügen noch das männlich-soldatische Draufgänger-tum hinzutritt.

Eine ähnliche Natur-, besser: Heimatverbundenheit des deutschen Soldaten beweist die große Sympathie, die überall

Löns, Schröer und Paul Keller entgegengebracht wird: einfache Schicksale, in deutscher Landschaft sich entwickelnd.

Bei Löns greift man übrigens nicht nur gern nach seinen Romanen und Erzählungen, auch die ganz einfachen Natur-skizzen und vor allem seine Liegeschichten machen den Lesern das Herz warm; es fehlen hier natürlich nicht Paul Eipper und Svend Gleuron mit zahlreichen Begeisterten. — Nach langem Sinnieren und gleichsam stoßweise erklärte uns ein Soldat, „Frau Sorge“ von Sudermann sei das Buch, das ihm den größten Eindruck gemacht habe, weil der Held dieses Buches sich aber auch durch gar nichts entmutigen lasse, sondern sich immer durchsetze; an Freytags „Soll und Haben“ fand ein anderer das zähe Festhalten an einer über-nommenen Pflicht bemerkenswert und großartig; die „Han-seaten“ von Rudolf Herzog fanden den vollen Beifall eines Fliegerfeldwebels wegen der zähen, durch nichts einzu-schüchternden Unbeirrbarkeit, mit der diese Menschen ihre als richtig erkannten Ziele verfolgen — und dieser Beispiele könnten noch viele aufgezählt werden, die alle zeigen würden wie der Soldat in seinem Buch nicht vage und phantastische Träumereien, sondern vorbildhafte, klar zupackende Männer — und Frauen — gestaltet haben will.

Es wundert nicht, daß von dort der Schritt zu dem großen Ränder des nordischen Lebensgefühls, der nordischen Lebens-unruhe, der seelischen Reuschheit und Herbheit des nordischen Menschen, zu Hamsun, getan wird, und zwar viel öfter, als wir zunächst erwartet hatten. Die Gespräche über Hamsun wurden meist mit einer wilden Begeisterung geführt.

Daß der Soldat gern lacht, weiß man, und er holt sich dieses Lachen oder Schmunzeln auch gern aus Büchern. Wer aber denkt, daß er sich zu diesem Zwecke gern mit platten Wis-sammlungen bedienen lasse, „hat eine falsche Vermittlung im Kopf“. Die Namen, die hier von Truppenteil zu Truppenteil lächelnd am meisten genannt werden, sind Spöerl, Ludwig Thoma und Busch, drei im Grunde doch recht philosophische Humoristen . . .

Wie aber steht es mit dem „endgültigen“ Buch, mit dem Buch, das immer greifbar im Tornister, in der Satteltasche steckt? Mit dem „Buch für alle Lebenslagen“? Wie sieht es z. B. mit Gedichten aus?

Wir waren fast etwas geniert, danach zu fragen; weniger deshalb, weil wir Verständnislosigkeit fürchteten, als weil wir wußten, daß gerade der Soldat eine Scheu hat, von diesen Dingen zu sprechen.

Weithin kamen aber die Kameraden selbst und sagten uns, daß sie immer wieder gern den „Kleinen Rosengarten“ von Löns aufschlugen, daß das Büchlein von Fley: „Im Felde zwischen Tag und Nacht“ sie seit Anfang des Krie-ges begleite; einer zeigte uns die Edda, in der Frontbuchhand-lung wurde nach Hans Baumanns „Wir zünden das Feuer“, nach der Sammlung „Das Lied der Getreuen“, nach Wein-hebers „Adel und Untergang“ gefragt.

Und das schönste Erlebnis unserer „Kanalfahrt nach dem Soldatenbuch“ wurde uns auf einem Vorpostenboot zuteil, wo wir mit einem Matrosen allein ins Gespräch kamen — er war Heizer im Zivilberuf: „Können Sie mir nicht einen Rat geben?“ fragte er endlich. Ich suche ein Buch, wo Aussprüche von Hitler, Goethe, Schiller — überhaupt von allen großen deutschen Menschen über das Leben und —“ — hier lächelte er ein wenig — „über Sterben drinstehen. So etwas möchte ich haben für Tag und Nacht.“

Mit diesen einfachen, schönen Worten wollen wir unseren Überblick beschließen. Eine Zusammenfassung? Sie ist im eigentlichen Sinne kaum möglich. Aber man kann wohl sagen: Das Buch des Soldaten? Es ist das Buch, das er — lächelnd oder mit ernstesten Augen — neben die Waffen legen kann.